R

A. vet. 108x

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36619807620013

<36619807620013

Bayer. Staatsbibliothek

Med. vet.
108 x.

Anmerkungen über die Viehseuchen in Oesterreich,

Nebst einer Abhandlung gegen das Umbringen der Thiere in Seuchen.

Von
Johann Gottlieb Wolstein,
der Arzney und Wundarzney Dokter, Direktor und Professor der praktischen Vieharzney in dem k. k. Thierspital.

Dritte Auflage.

Wien,
gedruckt bey Joseph Edlen von Kurzbeck.
1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pessimum aegro est coelum, quod aegrum fecit.

CELSUS.

Dem

Kaiser-Joseph

dem Zweyten.

Monarch!

Dies ist die Schrift, die ich im verflossenen Jahre bey dem Ausbruche der Viehseuche, auf Befehl der großen Theresia — Euer Majestät Mutter entwarf. Die Untersuchung

der Frage: ob das Tödten der Thiere ein Hilfsmittel gegen diese Pesten sey — ist der vorzüglichste Gegenstand derselben.

Der Beherrscherinn Oesterreichs, die damals meine Meinung darüber begehrte — der nüzzet sie izt nicht mehr. — Ich überreiche Sie daher Ihnen Monarch — ich übergebe sie Ihren Händen am Fuße eines traurenden Throns, für jenen heiligen Schatten, den Euer Majestät mit Fürsten — und ich mit Bürgern verehren.

Sollte

Sollte dies kleine Buch, der Menschengesellschaft nüzzen — so danke sie Ihnen Monarch — und Ihrer verklärten Mutter dafür. Auf die Unterweisung des Verfassers, haben Euer Majestät viel verwendet: sein Wissen ist Ihr Werk — Sie sind sein Schöpfer gewesen.

An der Verbreitung der Vieharzeney, haben Euer Majestät noch mehr zu thun; Sie haben das Thierspital, meine Gehülfen, meine Schüler und mich

zu erhalten. Ohne Ihren großmüthigen Schutz, werden wir in eben dem Augenblicke sinken, in welchem uns der große Stifter verläßt.

Die Wissenschaften erhalten durch Könige, was die Gewächse durch die Himmelsgegenden erhalten; die letzten gleichen dem Klima — die ersten dem Geiste der Fürsten.

Der Ruhm meiner deutschen Brüder stützet sich itzt auf Josephs Thron;

durch

durch Sie werden unsere Nachbarn von uns, die Nachwelt von unsern Zeiten und von unsern Wissenschaften reden; denn, Sie sind der Größte unter Germaniens Männern — Sie sind dieses Volkes Fürst.

Es ist Euer Majestät bekannt was Völker und Staaten erhöhet — was Herrschern Ehre erwirbt. Werden Sie der Deutschen Verewiger! Bleiben Sie lange ihr Vater — ihr

Kaiser, ihr König, ihr Herr! ich bleibe

Gnädigster Monarch

Ihr

Wien, den 18ten Jeuner 1781.

Bürger und Unterthan
Johann Gottlieb Wolstein.

Inn=

Innhalt.

Seite
Vorerinnerung 1

Erstes Kapitel.

Erster Abschnitt.

Von den Thieren, ihren Seuchen und Aerzten 19

Zweyter Abschnitt.

Von den Jahrszeiten, in welchen die Seuchen am gewöhnlichsten erscheinen 34

Drit-

Innhalt.

Seite.

Dritter Abschnitt.

Von den Zeichen, aus welchen man den Anfall der Seuche erkennt 46

Vierter Abschnitt.

Fragen, nach welchen junge Thierärzte den Zustand einer Seuche erforschen, und darnach Landesobrigkeiten Bericht abstatten können 59

Fünfter Abschnitt.

Einleitung in die Heilung der Seuchen. . 70

Sechster Abschnitt.

Anmerkung über die Wirkung der innerlichen Arzneyen in Seuchen, und über die gewöhnliche Behandlungsart dieser Plagen. . . 76

Sie=

Inhalt.

Seite

Siebenter Abschnitt.

Anmerkung über die Behandlung der gesunden, und die Heilart der kranken Thiere in Seuchen, die im Frühjahre erscheinen 87

Achter Abschnitt.

Anmerkung über die Behandlung der gesunden, und die Heilart der kranken Thiere in Seuchen, die im Sommer ausbrechen . . . 102

Neunter Abschnitt.

Anmerkung über das Einimpfen der Seuchen 113

Zehnter Abschnitt.

Anmerkungen über den Gebrauch der Häute von den Thieren, die in der Seuche gestorben sind 117

Eilf-

Innhalt.

Seite

Eilfter Achschnitt.

Von dem Begraben der Todten . . . 127

Zwölfter Abschnitt.

Von der Reinigung der Ställe und der Gefässe 135

Dreyzehnter Abschnitt.

Von der Anschaffung des neuen Viehes . 146

Zwey=

Innhalt.

Zweytes Kapitel.

Erster Abschnitt.

Seite

Frage, ob das Tödten des Viehes bey Seuchen das einzige Hilfsmittel sey; die Verbreitung dieser Krankheiten zu hemmen? 157

Zweyter Abschnitt.

Beobachtungen nach meiner Erfahrung, wie die Natur die Thiere ansteckt, wenn sich die Seuche entwickelt. 167

Dritter Abschnitt.

Von den Zusätzen, welche die kranke Zeit durch Nebenursachen empfängt, die die Seuchen verschlimmern, oder sonst veranlassen können. 180

Vierter Abschnitt.

Von den Gränzen der Seuchen . . . 184

Fünf-

Innhalt.

Seite

Fünfter Abschnitt.

Neue, und bisher noch unbekannte Zeichen, durch welche man erkennen kann, wie die kranke Zeit auf die Körper der gesunden Thiere wirket, und auf was man zu sehen hat, um bestimmen zu können, ob sie gesund sind, oder nicht 196

Erklärung der Tabellen. 204

Vor=

Vorerinnerung.

Nichts als Anmerkungen, kleine Beobachtungen, aufgelesene Splitter — sind hier zusammengetragen. Nichts als weiche Keime, dem Alter einer jungen Wissenschaft gemäß sind in diesem Buche enthalten.

Ich habe sie in verschiedenen Zeiten — in verschiedenen Ländern und Himmelsgegenden gesammelt. Hier zeige ich ihre Ab-

 drücke

drücke dem Leser, wie ich sie in der Natur gesehen — gerade in der Gestalt, wie sie das Gedächtniß behalten hat.

Anfänglich unterrichteten diese kleine Beobachtungen mich; sie waren meine Lehrer. Nun sollen sie meine Schüler unterweisen, oder wenigstens aufmerksam machen, ob sie ächt, oder unächt sind. In beiden Fällen werden sowohl sie, als ich unterwiesen werden.

Sollte mir diese Ehre von einem Manne wiederfahren, der mehr weiß, als ich, so verspreche ich ihm meinen öffentlichen Dank dafür.

Dermalen überreiche ich sie dem Staate, der sie mich sammeln hieß, wie ich sie für ächt erkenne; den Einwohnern, die mir die Ehre erweisen, mich ihren Mitbürger zu nennen; dem Volke, welches sein Glück, seinen Schutz, seine Rechte mit mir theilet —

als

als ein Denkmal meiner Pflicht. Ich übergebe sie dem Menschengeschlechte mit dem Wunsche, daß sie ihm nützlich seyn mögen.

Plato dankte dem Himmel, daß er ihn mit Sokrates leben ließ; ich danke ihm mit Montesquieu, daß er mich unter meine Zeitgenossen gesetzt; daß er mir so viele Freunde gegeben; daß er mich einem Fürsten geschenkt, der mich als Fremdling aufnahm, unterhielt, unterweisen ließ, versorgte.

Ich danke dem Schöpfer, daß er mich einer Wissenschaft widmen wollen, die ich liebe; ich freue mich, daß er mich ihr in ihrer Entwicklung gab — daß ich sie auf einem Felde hüte, wo sie einst grünen, blühen und Früchte tragen wird.

Ohne den Hofkriegsrath des Kaisers, der von 1769. bis 1775 für meinen Unterricht gesorget, und meine Reisen geleitet hat, wüßte ich sie nicht.

Ohne den Hrn. Grafen Mercy d'Argenteau in Paris, würden mir die Beobachtungen fehlen, die ich in Frankreich gesammelt habe.

Ohne den Grafen von Belgiojoso in London, würden die Herren Hunter und Pott weniger an mir gearbeitet haben.

Ohne die Ermunterungen des Herrn Baron von Störck hätte ich diese Arbeit vielleicht nie unternommen.

Ohne den Herrn von Brambilla würde ich kein Thierarzt seyn.

Nicht Schmeichelei, sondern Pflicht für mich, und Aufmunterung für meine Schüler ist es, wenn ich die Namen dieser großen Gesellschaftsbürger nenne. Jeder hasse mich, der mich zu nichts besserm, als zu einem Schmeichler gut findet.

Von dem Inhalte dieses kleinen Werkes habe ich wenig zu sagen. So viel ich mich zehn Jahr hindurch bemühet habe, ihm Dauerhaftigkeit zu geben, so ist es doch immer ein junges und schwaches Geschöpf. Ich rede nicht von der Sprache, vom Styl, von Dingen, die Tausende besser wissen; ich rede von seiner inneren Vollkommenheit. Es gehören noch viele Beobachtungen; noch viele Seuchen dazu, die ihm Nahrung geben müssen, ehe sein Körper männlich, körnig, stark und ausgebildet werde.

Was dermalen noch daran mangelt, können blos die Zeit, die Gelegenheit, die Vorfälle ersetzen, die ich entweder übersehen, oder zu seicht beurtheilet habe. Nie aber werde ich meinem Buche dasjenige geben können, was sich im Gefühl der Sinne verwebt, was der Verstand begreift, aber die Sprache nicht ausdrücken kann. Dies ist — so viel ich glaube — Schuld, daß oft die näm-

liche Schrift unter einerley Wissenschaftsverwandten von jedem anders ausgelegt wird.

Bei der Gelegenheit ist es nöthig, daß ich mich hier über einige Ausdrücke erkläre, die in der Folge vorkommen, und manchem nunverstädlich seyn könnten. Ich rede z. B. von Seuchen, von Epidemien, von Heerdekrankheiten, von Plage, von Krisen, von Kontagionen, von kranker und gesunder Zeit.

Die fünf ersten Ausdrücke habe ich wechselweise für einerley Bedeutung gewählet. Ich verstehe unter dem einen und dem andern von diesen Wörtern ein Uebel, das unter einerley Art Thieren herrscht, das viele auf einmal ergreift, das länger oder kürzer dauert, das einerley Zufälle erregt, jedoch nicht so beschaffen ist, daß die kranken Thiere die gesunden anstecken, vergiften, oder ihr Uebel mittheilen können, wenn sie einander berühren.

Unter

Unter dem Worte Kontagion, Pest — verstehe ich ansteckende Seuchen, das ist, Krankheiten, bei welchen sich gewisse Materien im Körper bereiten, die die gesunden vergiften, wenn sie ihnen eingeimpft werden. Z. B. der Schleim, der dem kranken Vieh aus den Nasenlöchern und aus den Augen fließt.

Unter Krisis verstehe ich den Bruch des Uebels; die Materie, die Zeit, in welcher das Gift durch irgend einen Weg aus dem Körper abgesetzt wird. Z. B. durch den After, durch die Harnwege, durch Eiterbeule, u. d. gl.

Unter der kranken Zeit verstehe ich alles, was man im physischen Verstande unter dem Worte Zeit, Konstitution versteht: Luft, Witterung, Winde, Hitze, Dürre, Nässe —; alle Witterungsveränderungen, die den Thierischen Körper verändern, krank machen, seiner Gesundheit Schaden zufügen.

Unter der gesunden Zeit und unter den gesunden Jahren, verstehe ich diejenigen, in welchen sich alle Arten Gewächse, die dem Himmelsstriche eigen sind, zur rechten Zeit entwickeln — zur rechten Zeit blühen, reifen, und in erforderlicher Menge wachsen.

Unordnungen in diesen Sachen habe ich als natürliche Ursachen der Seuchen betrachtet. Doch sind diese Unordnungen nicht die einzigen, die dergleichen Krankheiten erregen. Das gesellschaftliche Leben, die Menschen, ihre Gebräuche, ihre Vorurtheile, ihre Armuth, ihr Verstand und ihre Unwissenheit entwickeln weit mehr, als die Natur.

Ich weiß nicht, warum die Menschen die Ursachen dieser Plagen für verborgene Dinge halten; warum sie als Geheimniße betrachtet werden, welche die Natur umschleyert, verhüllet, sich selber vorbehalten habe; warum sie so schön deklamiren, und

so übel davon urtheilen. Redet denn die Natur nicht deutlich mit unseren Augen?

Nach tausend Jahren, daß sie uns lehrt, unterweiset, zeiget, und unsere Fehler straft — wissen wir noch nicht, wo es fehlt; und was das schlimmste ist, wir verzweifeln, jemals es zu wissen.

Sehen wir denn nicht, daß die meisten Seuchen von Fehlern im Verhalten — von Nahrung, Wartung und Pflege — von der Unreinlichkeit der Thiere — der Ställe, der Höfe, der Dörfer — von der faulen, stinkenden Luf — vom Mangel der Nahrung, der Weiden — von der zu grossen Anzahl der Thiere und der zu kleinen Menge Futter herkommen?

Sehen wir denn nicht, daß die Nahrung und die Thiere in keinem Verhältniße stehen? daß der Wiesenbau vernachläßiget ist? daß der Getreide-der Garten-der Teich-

der Ackerbau, im Ganzen betrachtet, gegen den Wiesenbau keine Proportion, kein Ebenmaß haben? daß man nicht von Arzeneyen erwarten könne, was man von guten Anstalten, von weisen Gesetzen, von klugen Menschen erwarten muß.

In allen diesen Fällen ist schlechterdings nicht mehr zu helfen, wenn die Seuchen zum Ausbruche kommen; der Körper und die Kräfte sind alsdann abgenutzt, die Säfte sind verdorben; weder Aerzte noch Arzeneyen können in diesem Zustande die Thiere retten; die Krankheit reibt alle auf; sie tödtet sie in kurzer Zeit.

Die Unwissenheit im Verhalten der Thiere hat den höchsten Gipfel erreichet. Wie können diese arme Geschöpfe leben — wie können sie sich wohl befinden, und Krankheiten widerstehen, wenn es ihnen an allem fehlt, was ihre Gesundheit stützet?

Die

Die Hutweiden sind ihnen genommen — das Salz ist ihnen entzogen, — das Heu, welches das Hornvieh genießen sollte, fressen in den meisten Oertern die Pferde.

Sind denn die Ochsen und Kühe keine thierischen Geschöpfe —? Müssen denn nicht alle Gattungen der thierischen Wesen gerade so erhalten werden, wie es die Natur der Gattung begehrt, in welche sie eingetheilt ist.

Wenn dieses Wahrheiten sind, warum halten wir uns nicht daran? Sehen wir denn nicht, wie gesund, wie stark, wie fröhlich die Geschöpfe sind, die nach dieser Vorschrift leben — und wie elend, wie verdorben diejenigen schmachten, die wir mit Stroh, mit Spreu, mit Heckerling und gelehrten Vorurtheilen füttern?

Es ist Zeit, daß sich die meisten gesellschaftlichen Menschen in diesen Stücken um bessere Grundsätze bekümmern, als sie dermalen

malen haben. Die Natur und die Thiere klagen, die Todten schreyen dawider.

Lehrt die Erfahrung nicht, daß ihre Gebrechen mit jedem Tage zunehmen — daß beständig Viehseuchen wüthen — daß diese Plagen Länder und Könige arm machen — die Bauern an Bettelstab bringen?

Sehen wir denn nicht, daß die wilden Thiere fast keine von den Krankheiten quält, die die zahmen ums Leben bringen? daß die Seuchen unter den ersten beinahe Wundergeschichte sind? Ist dieses nicht ein Beweis, daß die Natur nur selten Seuchen erregt? daß im gesellschaftlichen Leben Ursachen vorhanden seyn müssen, die dazu Anlaß geben?

Würden wohl die Geschöpfe, von denen ich hier rede, so frey seyn, als sie es itzt, und von jeher gewesen sind, wenn sie unter

unse-

unserer Bothmässigkeit stünden — mit uns in Gesellschaft lebten? wenn sie auf dem Miste lägen, keine Weiden, keine frische Luft, keine andere Nahrung als schlechtes Heu, Stroh, Spreu, Wasser und ein wenig Heckerling bekämen?

Ist es denn nicht schrecklich, daß die Menschen den Thieren, an welchen sie alle Augenblicke saugen, nichts zu fressen geben? daß sie Geschöpfe, von denen sie die Kräfte borgen, von denen sie — von denen der Ackerbau lebt, auf eine so grausame Art verderben!

Möchten sich doch die Menschen überzeugen, wie groß dieser Fehler ist! möchten sie doch einsehen lernen, wie weit er die Natur entfernt — wie nachtheilig er für die Länder, den Staat, die Gesellschaft, Menschen und Thiere ist.

So lang wir die Thiere nicht besser warten und pflegen, so lange wir ihnen nicht mehr, und nicht bessere Nahrung geben; so lange wir nicht auf Ebenmaaß zwischen Hornvieh, Schaafen, Pferden 2c. auf Ebenmaaß zwischen Wiesen- und Getreidebau — auf Ebenmaaß in der Landwirthschaft überhaupt — auf bessere Arten und Gattungen Vieh — auf eine bessere Erziehung, auf gesündere Ställe und Hutweiden sehen — so lange den Thieren Futter und Steinsalz mangelt — so lange werden sie ungesund, krank, und ewig Seuchen ausgesetzt seyn.

Was die Landwirthe bisher durch übles Verhalten und üble Grundsätze verdarben, wollten sie durch Arzeneyen verbessern. Die Meinung war gut, allein die Folgen davon sehr übel. Zum Unglücke für sie und ihr Vieh, wurden sie es nicht gewahr.

Was der erste Fehler verdarb, verschlimmerte der letzte. Die Arzneyen wurden — was sie nothwendig werden mußten — zu Gift. Auf diese Art haben die Menschen seit tausend und tausend Jahren unzählige Heerden ermordet, und was das traurigste ist, ihr Vermögen begraben.

Der Bauer, der glücklich seyn will, muß für nichts, als für die Erhaltung und Gesundheit seiner Thiere sorgen. Diese Kunst muß er lernen, studieren, und aufs höchste zu treiben suchen. Sie gehört zu seinem Stande, zu seinem Haabe und Vermögen; die Natur legt es ihm auf, daß er sich darum bekümmere; sobald er sich um eine andere Kunst annimmt, sobald er ein Arzt seyn will, ist er in meinen Augen verdorben.

Die Erfahrung sagt es der Welt, wie viel dazu gehöre, dem Amte eines Arztes vorzustehen; wie viel Zeit, wie viele Kennt-

nisse, Wissenschaft, Einsicht, Scharfsinn, Erfahrung, Jahre dazu erfordert werden, ehe diese medicinische Frucht zu ihrer Reife gelange.

Möchte doch die Welt diese Wahrheit einsehen! möchten doch die Anfänger in der Vieharzeney ganz davon belebet seyn! möchte ich doch so viel Licht, so viel Ausdruck, so viel Geisteskraft in meine Worte bringen, als Stärke erfodert wird, die Menschen zu überzeugen, wie übel sie die Thiere behandeln, wie weit sie sich von der Natur entfernen, und wie groß diese Fehler sind.

Ich glaubte einst, daß es möglich wäre, dem Landmanne durch eine Vorschrift so viele Kenntnisse beizubringen, daß er der Azt seines Viehes seyn könnte; dermalen gebe ich fast ganz diese Gedanken auf; ich wünsche nur meine Schüler so weit zu bringen. Dem Landmanne wünsche ich ein

Buch,

Buch, das vom Verhalten der Thiere in Absicht ihrer Natur, und der Erhaltung ihrer Gesundheit handelt — und so viel Vermögen und Verstand dazu, daß er ihm folgen kann.

Niemanden als einem Thierarzte, der mit der Natur und den Hausthieren reden kann, der den Mutterdialekte von jeder Gattung versteht, rathe ich diese Arbeit an. Kein anderer kann sie machen.

Was dieses Buch betrifft, habe ich allen meinen Kräften aufgeboten, die schrecklichen Krankheiten, von denen ich rede, nach der Natur zu schildern; ich habe nothwendige Sachen so oft und so vielmal wiederholt, als ich es für die Sache und meine Zuhörer nöthig fand. In einem Orte habe ich gezeigt, wie weit wir in der Wissenschaft sind — im andern was ihr noch fehlt, und auf was wir zu sehen haben, um

selbe weiter zu bringen. Ich habe gethan was ich konnte. Ich schließe mit meinem Wahlspruche der Vieharzeney — mit den Worten eines Mannes, dessen Buch in jedermanns Händen ist: **Ist hier nicht für alles Rath geschaft, so ist es doch für vieles.**

Erstes Kapitel.

Erster Abschnitt.

Von den Thieren, ihren Seuchen und Aerzten.

Keine Zeit ist für die Thiere so grausam, und für die Menschen so kritisch, als diese, in welchen Seuchen, oder Konstitutionskrankheiten erscheinen: keine ist für das allgemeine Beßte trauriger; keine drückt die Hand-

lung mehr. Diese Krankheiten rauben den Ländern das Vieh, den Einwohnern ihre Nahrung, dem Ackerbaue das Leben.

Sollte jemals in einem Lande die Pest das Hausvieh im Ganzen genommen ergreifen, so würde sie den Menschenstand — die Grundfeste der Gesellschaft erschüttern. Was wäre die Societät ohne diese nützlichen Geschöpfe —? Würde sie sich erhalten — würde sie jemals zu Stande gekommen seyn —?

Welch einen unermeßlichen Schaden würden die Menschen leiden — wenn nur irgend eine Gattung ausstürbe, die mit ihnen in Wohnungen lebt —! Wie ausgebreitet ist nicht der Nutzen des kleinen Thieres — der Henne? Wer würde uns kleiden, ernähren — wer würde die Felder bauen, wenn wir keine Schaafe, kein Hornvieh, keine Pferde rc. hätten?

Die Hausthiere sind der Gesellschaft stärkster Arm. Durch sie wurde die Landwirthschaft gezeuget, der Ackerbau geboren, Durch sie haben wir Häuser, Dörfer, Städte erbauet —; Durch ihren Gebrauch haben

sich die Künste gebildet, die Wissenschaften entwickelt, der Verstand den Menschen erweitert —: Ohne sie wären wir vielleicht noch Wilde.

Zur Ehre unsers Jahrhunderts, und der Monarchen seines dritten Viertels, sind die Menschen nun mit Ernste auf die Erhaltung dieser Geschöpfe bedacht. Es wird Ludwig dem XV. Marien Theresien, Joseph dem II. und Christian dem VII. zur merkwürdigen Epoche dienen, daß sie für die Gesundheit der Hausthiere sorgten.

Der Regierung dieser mächtigen Beherrscher Europens hat die Welt die ersten Lehrer der Vieharzeney zu danken. Bis zu dieser Epoche hatten die Thiere nie einen ächten Arzt.

Bis über die Hälfte unsers dermaligen Jahrhunderts befleckte dieser Name die Ehre und den Titel eines Bürgers. Wer ein krankes Thier berührte, wurde von Menschen verlacht; wer ein todtes in die Hände nahm, in keiner Zunft aufgenommen — von seinem Gewerbe verjagt.

O ihr guten Menschen und Väter! ihr wußtet nicht — daß eure eigene Erhaltung von der Erhaltung der Thiere abhienge; daß die Kenntniß eures Körpers, eurer Arzeneyen, eurer eigenen Heilungsmittel — durch die Zerstörung ihres Lebens entwickelt wurde.

Die Monarchen, die ich eben genennet habe — lebten nicht mit euch. Die Bertin, Lacy, Bernsdorfe — die Schöpfer dieser Wissenschaft — zeugten eure Jahrhunderte nicht.

Vergeben sie mir, erhabene Vaterlandsbürger, daß ich aus meiner Feder ihre Namen fließen lasse: sie sind den Menschen theuer — mir werden sie unvergeßlich seyn.

Möchten doch alle, die durch ihr Bestreben den Wissenschaften Opfer bringen, der Gesellschaft bekannter werden! ihre Handlungen würden dadurch mehrere Nachfolger erhalten — sie würden schneller zu dem großen Zwecke gelangen, der ihre Belohnung ist.

Ich habe hier einen Blick auf grosse Männer gewandt, itzt wende ich mich wieder zur Sache, von der ich zu reden habe.

Der Art, wie unsere Vorfahren von der Natur der Seuchen, von ihren Ursachen und ihrer Behandlung dachten, sah der Zustand gleich, in welchem sich die Vieharzeney, und besoders diejenigen befanden, denen man sie auszuüben überlassen hatte. Der Saame der Wissenschaft war in die Natur, die Wissenschaft selbst — in Vorurtheile und Unwissenheit gehüllet. Man beschuldigte den Himmel — die Sterne, die Götter —; man beleidigte der Menschen Verstand im Urtheilen über die Ursachen, wenn irgend eine Seuche entstand.

Die Hilfsmittel, die dawider angewendet wurden, gründeten sich auf Aberglauben, auf Geheimniße, auf Betrug: die meisten davon waren gefährlicher, als die Krankheiten, die sie vertilgen sollten.

Es sind Zeiten gewesen, wo man die an der Pest gestorbenen Thiere in die Ställe begrub; man glaubte, durch dieses Verfah-

ren den gesunden das Leben zu retten. — Es sind andere gewesen, wo man die todten gar nicht in die Erde verscharrte; wo man die kranken durch Rauchwerke, durch die Beraubung der frischen Luft, durch das Anhängen gewisser Kräuter und Wurzeln, durch das Hersagen gewisser Wörter oder Sprüche — vom Tode befreyen wollte.

Der Menschenverstand wird krank, sobald der Vernunft die Nahrung und den Wissenschaften Grundsätze fehlen. In solchen Zeiten macht die Naturlehre die größte Epoche von der Menschen Unwissenheit.

Die besten Hifsmittel, die wir gegen die Seuchen aus dem Alterhume erhalten haben, sind von den Juden, Griechen und Römern. Moses befahl seinem Volke, die Kranken von den Gesunden zu entfernen; die Unreinen und Todten nicht zu berühren —; wenn das letzte sich zugetragen hatte, die Haut und die Kleider zu waschen.

In der Viehseuche, welche nach Homer währender Belagerung von Troja entstand, ward alles, was im Lager unrein war, ge-

waschen, gereiniget, ins Meer getaucht, und dieses Verfahren als Vorbauungsmittel gegen die Pest betrachtet.

Die Heil- und Präservativarzneyen der alten Römer hat uns Columella angezeigt. Sie bestehen in Eiterbändern, in dem Gebrauche des Feuers, der Veränderung der Luft und der Winde.

Diese vortreffliche Behandlung ist ein Beweis, wie viel die Griechen und Römer ihre Nachkommen an Einsicht in der Naturlehre und in Wissenschaften übersahen.

Wenn wir dieses Verfahren mit dem vergleichen, wo man die Thiere in heiße Ställe verschloß, ihnen die frische Luft benahm, den Körper durch Schwitzen, durch Aderlassen, durch Purgieren, durch erhitzende Arzneyen schwächte, die die Lebenskräfte zerstörten; so muß man erstaunen, daß jemals ein Thier, so von der Seuche ergriffen wurde, bey einem solchen Verfahren dem Tode entweichen konnte.

Von einer Seite hatten diese armen Geschöpfe die Schwere der Krankheit — die Pest —, von der andern die Wirkung der schädlichsten Arzeneyen, die Fehler im Verhalten, die Unwissenheit ihrer Helfer zu ertragen.

Man wollte ihnen die Kräfte erhalten, und raubte ihren Körpern das Blut; man wollte ihnen das Fieber benehmen, und reichte ihnen hitzige Arzeneyen: kurz, man handelte, man brauchte, man that — ohne zu wissen was.

Ein Schwarm von Arzeneyen, von Helfern, Recepten und Mitteln haben von der Juden Zeiten bis auf die unsrigen einander abgelöst, ohne auf die Natur zu sehen, und ohne die Erfahrung zu fragen, was sie für Wirkung machten.

Alles, was die Griechen und Römer von den Krankheiten der Thiere Gutes hinterlassen hatten, haben ihre Nachfolger verachtet, vergessen, verkannt. Alle Irrthümer und Vorurtheile haben sie sorgfältig verwahret: alles, was mit der Schwäche des

Geistes auf irgend eine Art Beziehung hatte, hatte Verwandtschaft mit einem Verstande, der von der Kunst gesteift, und von der Naturlehre geschwächet war.

Die Art der Anstalten bey Seuchen mußte den Ländern oft wehe thun; es hat der Pest mehr genützt als geschadet. Was konnte das Sperren der Häuser, der Dörfer, der Länder gegen Konstitutionsgebrechen allein ausrichten? Was können Kordonen, Wachen ꝛc. gegen schlechtes Verhalten, üble Wohnungen, üble Witterung nützen — was Hitze, Dürre, Nässe, Mangel an gesunder Nahrung — kurz, die Zeit zu Ursachen hat.

Was konnten diese Anstalten schaden? Wenn man sie zu streng vollzog, so sperrten sie dem Landmanne seine Handthierung, dem Bürger sein Gewerbe, dem Staate Handel und Wandel, und versetzten das Ganze in kurzen in die äußerste Noth.

Kein Bauer lebt von sich, das ist, von seinem Hause! er lebt vom Nachbar, vom Dorfe, das Dorf von vielen Nebendörfern und Städten. Von was soll er leben, wenn

sein

sein Haus gesperrt, der Ort umrungen, die Strassen mit Wachen besetzet sind?

Wenn man von Drangsalen redet, so muß man sich in Drangsale versetzen; ohne dieses empfinden wir ihre Härte nicht.

Daher ist es gekommen, daß keine Sperrung nach der Vorschrift gehalten wird: daß die Leute so viele Nebenwege suchen, so viele Schlupfwinkel finden — die entweder erkauft, oder gar nicht gesperret werden können.

Nebst dem lehrt die Erfahrung, daß die Geschenke die Wächter mehr interessiren als ihr Amt, ihre Posten und die Pest, die dem Bauer sein Vieh aufreibt. Doch was sage ich von Geschenken? Sowohl der gezwungene als gedungene Wächter verläßt seinen Posten ohne darauf zu warten. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß diese Leute in die Ställe kriechen, und dadurch die Seuche verbreiten.

Von der Zerstörung der Gefäße, der Wohnungen der Thiere, und dem Verbrennen

nen des Heues, des Strohes, der Verschwendung der vielen und oft kostbaren Arzeneyen, die nicht selten zur Heilung der Seuchen vorgeschlagen werden — will ich keine Erwehnung machen; die Erfahrung hat es gesagt, daß sie den Bauer in Armuth stürzen, und der Pest keinen Abbruch thun.

Eben so ist es mit den überhäuften Regeln der Wartung des kranken Viehes, die wir in den Büchern finden. Irre ich nicht, so haben die Verfasser derselben in ihren Entwürfen nur einen einzigen kranken Ochsen oder Kuh vor Augen gehabt. Hätten sie nicht besser gethan, wenn sie die Bäurin mit einer oder zween Mägden für einen Stall voll Vieh in der Wartliste betrachtet hätten? Die bloße Reinlichkeit beschäftigt oft mehrere Hände, als die von einer Person, bei wenig krankem Vieh.

Die Reichung des Tranks, der Arzeneyen, nebst der Pflege und Wartung der übrigen gesunden und kranken, gibt oft so viel zu thun, daß die Hauswirthschaft liegen bleibt.

Was werden meine Leser nicht nach so viel angezeigten Fehlern hoffen! was werden sie nicht in den nachfolgenden Abschnitten erwarten, wenn ich diesen so weit ausdehne! Was für Vorschläge, für Vorbauungsanstalten, für Arzeneyen, die Kranken gesund zu machen, nicht suchen! Man weis viel, wenn man weis, was den Menschen nichts nützet — ist meine Antwore darauf.

In der Heilung dieser Gebrechen halte ich das Einfache, das Natürliche fürs beste. Das Meiste kömmt auf kluge Vorsicht, auf die Erforschung der Umstände, auf die Pflege der Gesunden, auf gute Wartung der Kranken an.

Die Heilmethode muß nicht nur der Natur der Seuche anpassen — sie muß auch dem Lande, der Zeit, dem Orte, dem Zustande des Bauers angemessen seyn.

Ich kenne kein specifisches Mittel gegen diese Plagen; ich glaube, es giebt keines dafür. Die Menschen, welche sich hohe Begriffe von diesen Arzeneyen machen, kennen die Seuchen nicht. Ihre Sehnsucht dar-

nach

nach wird lange — vielleicht immer unter die guten Wünsche gehören.

Unter diese Klasse von Menschen gehört vorzüglich der gemeine Mann. Er fragt ihnen beständig nach; allein er sucht sie zu seinen Schaden.

Jeder Unwissende — jeder von sich eingenommene und jeder schwätzhafte Betrüger bringt ihn dadurch ums Geld. Oft bringt er ihm mit seinem Mittel ein Uibel, was seinem Beutel und seinen Thieren schadet; oft bringt er ihm wohl gar die Seuche ins Haus.

Möchte sich der Landmann doch von der Unwissenheit dieser Leute überzeugen! möchte er sich doch davon befreyen, ohne daß man ihn dazu zwingen dürfte!

Die hohe Landesregierung hat alles Mögliche gethan, ein Mittel ausfindig zu machen, was genugsame Kräfte enthielte, den Seuchen Einhalt zu thun. Der Gesundheits Oberaufseher haben sich lange darum bestrebet — ganze Fakultäten haben nachgeforscht,

forscht; allein nie ist es jemanden gelungen durch Proben darzuthun, daß er eine solche Arzeney besäße.

Alles, was unsere Nachahmer anwenden, und was entfernte Völker gegen diese Hyder empfehlen, hat Oesterreich angewendet, wenn es von Männern abstammte, die Naturlehre im Denken verriethen. Allein wir sind nicht glücklicher gewesen als sie; immer zeigte es sich, daß unsere Nachbarn eben so wenig Spezifika hatten, als wir.

Das Todschlagen allein hat Oesterreich (die Niederlande ausgenommen) den Fremden nicht nachgeahmet. Ich habe über dieses Verfahren aufrichtig meine Meinung gesagt. Ich übergebe sie hier der Welt mit eben der redlichen Gesinnung, wie ich sie dem Throne überreicht habe.

Nach meiner Uiberzeugung wird das Umbringen der Thiere die Seuchen weder aufhalten, noch vermindern: Ich sehe es keineswegs als ein Preservativmittel an. Doch darf ich nicht entscheiden, was die Zeit be-

stimmen

stimmen muß: diese wird es sagen, ob ich recht oder unrecht habe.

Einige haben sich durch den Gebrauch der Keule nicht nur die Tilgung der Seuche, sondern sogar die gänzliche Ausrottung dieser Plagen versprochen, wenn man sich ihrer gleich beim Ausbruche dieser Krankheiten bediente. Möchte doch die Zeit ihre guten Wünsche erfüllen, und meine Zweifel beschämen!

Allein Seuchen hat es gegeben, so lange es Thiere giebt. Vielleicht vergeht kein Augenblick in der Natur, wo nicht diese oder jene Geschöpfe damit geplaget werden. Nie werden diese Plagen aufhören; Seuchen wird es geben, so lang es üble Konstitutionen und kranke Zeiten geben wird.

Warum diese Pesten die zahmen Thiere so oft, und die wilden so selten überfallen, wird seine Ursachen haben; ich suche sie in der Natur — und finde, daß der gute Arzt die Seuchen leichter verhindert, als er sie heilen kann.

Zweiter Abschnitt.

Von den Jahrszeiten, in welchen die Seuchen am gewöhnlichsten erscheinen.

Die Viehseuchen sind Zeitkrankheiten, denen die Konstitution den Karakter giebt, in welcher sie die Thiere ergreifen.

Sie sind immer von hitziger Art — immer mit Entzündungen verknüpft, die sich in den Eingeweiden verbergen.

Bald ergreift die Entzündung den Rachen — bald die Eingeweide der Brust oder des Bauches. Die schlimmsten davon verweben sich in die Mägen und Gedärme.

Aus diesem Grunde haben die Seuchen viel ähnliches mit den gewöhnlichen Entzündungsfiebern, die diese Theile einnehmen.

Der

Der vorzüglichste Unterschied, den man bey diesen Plagen bemerket, ist der, daß sie sich schnell verbreiten — daß das Uebel geschwinder steigt, die Zufälle schneller laufen, und daß sie sich mit einer gewissen Angst die etwas eigenes hat, verbinden.

Diese Angst bemerkt man bey den gewöhnlichen Thierkrankheiten — wenn sie auch eben so geschwinde steigen — niemals, oder wenigstens selten. Sie verräth ein besonderes Gift, was jenen nicht eigen ist.

Wo sich dieses Zeichen und viele kranke Thiere befinden —, ist eine Seuche vorhanden. Ueberhaupt gleichen diese Plagen der Ursache und dem Himmelsstriche, von dem sie ihr Gepräg erhalten.

Nach der Ursache und dem Grade des Uebels sind sie ansteckend oder nicht. Im ersten Falle werden sie Kontagionen — im zweyten Seuchen, oder Heerdekrankheiten genannt. Eine geht in die andere über.

Beide verändern sich nach der Lage der Oerter — der Verschiedenheit der Thiere —

dem Schlage — der Farbe der Haut — der Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters. —

Die Wartung, das Futter, die Weiden und Wohnungen der Thiere — haben Einfluß in Seuchen und Kontagionen —; die Jahrszeit, die Witterung, der Boden, richten beiden den Hang —; der Arzt, die Arzeneyen, die Zeit, in der er sie giebt, nebst der Methode, nach welcher er sie reicht — vermehren und vermindern die Gefahr bey Seuchen und Kontagionen.

Die Grundsätze, von denen ich hier rede, beziehen sich auf mehrere Dinge —; auf das Alter und die Natur des Grases — auf die Beschaffenheit und den Zustand der Pflanzen — auf die Kälte und Wärme der Erde — auf den Gang der Weide — auf die Beschassenheit des Wassers und der Luft.

Nach allen diesen sind die Thiere, ihre Körper, ihre Verrichtungen gestimmt.

Die

Die Seuchen, welche das Frühjahr entwickelt, entstehen — wenn die Kälte abnimmt. Unter dem Himmelsstriche, für welchen ich schreibe, bemerken wir sie im Merz, bisweilen auch im April, und bisweilen erst im May, nachdem die Witterung ist.

Diejenigen, die im Herbste zu wüthen anfangen — kommen selten vor dem Ausgange des Septembers oder der Mitte des Oktobers hervor. Bey gesunder Witterung und Weide habe ich noch keine bemerket. Bei übler Witterung sind die Viehseuchen nicht nur in Oesterreich, sondern auch in andern Ländern gemein.

Sie nehmen mit der ungesunden Witterung zu, und mit der gesunden ab. Man sieht sie mit der anhaltenden Nässe anfangen; mit dem lauen und dämpfigen Wetter sich verbreiten; mit dem Mittagswinde umschweifen, vermehren — besonders in niedrigen Gegenden, wo die Weiden wässerig sind — bei reinem Wetter, bei heiterer Luft, bei trockner Kälte und in der Aufnahme des Mondes vermindern; und bei grosser Hitze gefährlicher werden.

Die Frühjahrsseuchen fangen meistens langsam an. Ihr Ursprung ist nur schleichend. Sie überfallen blos da oder dort ein Thier; selten ein Paar aus einem Stalle, und weit seltner das ganze Vieh, welches denselben bewohnt.

Allein wie sich die Wärme vermehrt, und die Tage länger werden, halten sie sich länger auf. Sie ergreifen alsdann mehr Stücke aus einem und dem nämlichen Stalle, und zugleich mehr Ställe im Orte — besonders wenn die Lage, das Verhalten, die Nahrung, der körperliche Zustand der Thiere nicht merklich verschieden sind.

Im Monat Junii und Julii würgen die Seuchen, welche das Frühjahr entwickelt, und der Sommer nicht ausgerottet hat, am stärksten. In diesen zween Monden ist das Seuchengift für das Vieh am tödtlichsten.

Die Krankheit tödtet alsdann oft stückweise die ganze Heerde im Stalle, ohne einem das Leben zu schenken, oder wenigstens mit dem Uebel zu verschonen.

Glück-

Glücklicherweise ereignet sich dieser Umstand selten; aber doch oft genug, wenn die Ursache böse, die Witterung ungesund und die Zeit sehr kränklich ist. Es gehört zur Natur der Seuchen, daß sie langsame Schritte machen, aber anhaltend im Gange sind. Deswegen dauern sie so lange.

Mit der Abnahme der Hitze scheint das Gift in seiner Stärke abzunehmen. Dieses bemerkt man nicht selten schon im August, bisweilen erst im September, bisweilen auch noch etwas später.

Die Thiere, die im Juny und July kaum drei Tage überleben — wenn die Seuche tödtlich ist — sterben zu Ende des Augusts selten vor dem siebenten oder neunten Tage. Vielleicht ist diese Veränderung nicht sowohl von der Schwäche des Seuchengifts, als von der kühlen Luft und besonders den kühlen Nächten herzuleiten. Woher sie auch kommen mag, ist sie durch Beobachtung und Erfahrung bestätiget.

Im September vermindert sich meistens die Zahl der kranken, und mit derselben

die Zahl der todten Thiere. Doch muß die Witterung heiter seyn, und der Nordwind bisweilen wehen. Ich rede von Sommerseuchen.

In diesen Monden fängt die Zeit an gesünder zu werden; sie erholt sich alsdann von der Krankheit, die den Thieren die Seuche erregt. So lange die leztere dauert, so lange dauert die Krankheit der Zeit, der Witterung u. s. f.

Wenn sich diese nicht heilen, so gehen die Sommerseuchen in Herbst- und nicht selten in Winterseuchen über; wird aber die Zeit gesund, so enden sich die Seuchen, sobald die kältere Witterung des Herbsts oder Winters in die Körper der Thiere wirkt.

Die Seuchen, die im Herbste ausbrechen, haben entweder einen ungesunden Sommer — schlechte Weide — oder zu langes Austreiben zum Grunde. In Oesterreich und in den meisten kaiserlichen Ländern sollte das Hornvieh mit Ende des Septembers und

bei der besten Witterung höchstens vierzehn Tage darnach eingestellet werden.

In Gegenden, wo die Kälte, die Nebel, der Regen, die üble Witterung früher einfallen, muß es früher geschehen, wenn wir anders den Herbst- und Winterseuchen vorbeugen, oder dieselben vermindern wollen. So lange diese Warnung zu keinem Gesetze wird, so lange werden die Thiere an der Gesundheit, am Leben — und die Bürger am Vermögen Schaden leiden müssen.

Die Plagen, die im Herbste entstehen, haben, überhaupt zu reden, einen weit schnellern Lauf, als die im Frühjahre erscheinen. Nicht selten gleichen sie im Anfalle schon einer Wuth. Die Ställe, in welche sie dringen, werden bei gefährlichen Seuchen — auf einmal mit Kranken bedeckt.

Nicht nur alle Ställe, sondern auch alle Oerter, die kranke Lagen, schlechte Weiden, und ungesunde Nahrung haben, werden im Herbste mit der Viehseuche geplagt. Diejenigen, die am niedrigsten liegen, ergreift

die Seuche zuerst, besonders bei nassem Wetter. Die Krankheit richtet ihren Lauf sowohl nach der Natur des Bodens, als nach der Natur des Verhaltens der Thiere.

Die Wirkungen, die aus diesen Ursachen entstehen, machen, daß nicht selten eine und die nemliche Seuche verschieden in ihrer Natur, in der Gefahr und im Ausgange ist. Daher kömmt es, daß eine und die nämliche Seuche hier ganze Heerden zu Grunde richtet — da so viele Häuser und Ställe — dort so viele Dörfer ausläßt, ohne einem Thiere zu schaden.

Die Ursachen, woher das kömmt, habe ich im vorletzten Absatze gesagt. Sie liegen in der Wartung, in der Nahrung, im Wetter, in der niedrigen Lage der Oerter, der kalten Jahrszeit, den Nebeln, den häufigen Regen, dem Schnee, der Nässe, der Luft, dem Boden, dem kranken und verdorbenen Grase, so die Thiere auf der Weide geniessen.

Der Saft, den dieses Futter enthält, ist alsdann äußerst ungesund. Er verändert

nicht

nicht nur die festen, sondern auch die flüßigen Theile der Thiere. Das alte oder Sommergras ist in dieser Jahrszeit faul, das Herbstgras widernatürlich. Die Feuchtigkeiten, die das letzte enthält, sind unreif; die Kälte giebt ihnen einen widrigen Geschmack und die Näße eine schädliche Kraft. Die Wurzeln, die es erzeugen, haben zu wenig Vermögen, der Pflanze die Nahrung zu geben, die ihre Theile bedürfen. Die Farbe, der Geschmack, der Geruch — sind sowohl in den Stämmen, als in den Blättern und Blumen verändert.

Ueberhaupt ist im Herbste die Jahrszeit, die Erde, die Witterung, die Luft — für die Pflanzen so beschaffen, daß die späten, oder Nachgewächse — wenn ich sie so nennen darf — unmöglich gesund seyn können.

Weder Apothecken noch Armeen können alsdann den Fortgang der Krankheit aufhalten, welche die bisher erwogenen Ursachen ausbrüten. Blos derjenige, der diese Ursache kennt, weiß ihnen Gränzen zu setzen, und bisweilen den Ausbruch zu hemmen, wenn er geholet wird, ehe das Uebel den

Kör-

Körper verdirbt; wird er aber zu spät gerufen, so kann er nur diese retten, die noch leben im Blute — rothes Fleisch und körnichte Zungen haben; diejenigen hingegen, welchen diese körperlichen Eigenschaften fehlen, gehen fast alle zu Grunde, wenn nicht schnell grosse Kälte einfällt, die das Austreiben der Thiere hindert.

Durch diesen Zufall werden oft ganze Heerden erhalten. Ganze Länder haben ihm ihr Vieh zu verdanken, das ohne denselben in die Seuche verfallen seyn würde. Oft hat er die Stelle des Arztes, der Arzneyen und Verordnungen vertreten.

Durch gesunde Witterung und Kälte wird der Körper und die Säfte verändert; durch ihn die Neigung zur Seuche zerrüttet, die Zeit gesund, den Thieren das Leben gerettet.

Ereignet sich dieser Zufall nicht, oder wird sonst nicht Rath geschaft, so gehen die Herbstseuchen in Winterseuchen über, die sich zwar im December und Jenner vermindern, im Frühjahre aber vom neuen ausbre-

brechen, sobald die Nässe und Wärme anfängt.

In eben dieser Jahrszeit verfallen die Thiere nicht selten in Seuchen, wenn sie zu früh auf die Weide getrieben werden — wenn sie das faule überwinterte Gras mit den jungen Pflanzen von der nassen Erde abgrasen, die erst aus den Wurzeln keimen und mit Schneeschlamm bedecket sind.

Das nämliche geschieht, wenn häufiger Regen fällt; wenn der Mittagswind lange weht; wenn die Thiere einen harten Winter überstanden; in dunstigen Ställen erwärmt, Hunger gelitten, keine freye Luft genossen, und nüchtern auf die Weide gelassen werden.

Dritter Abschnitt.

Von den Zeichen, aus welchen man den Anfall der Seuche erkennt.

Unmuth, Traurigkeit, Entfernung von der Heerde — sind die ersten Zeichen — bey den Thieren, die auf die Weide getrieben werden — welche den Anfall der Seuche verrathen.

Diesen folgen — Gleichgültigkeit gegen die Nahrung — Gleichgültigkeit gegen das Nebenvieh, Husten, eine gewisse Vergessenheit, und Unlust sich zu bewegen.

Im Gehen bleiben die Thiere oft stehen, sie hängen den Kopf, sie lassen die Ohren sinken; sie athmen langsam, und bewegen die Flanken schwach.

Wenn man die Haare betrachtet — findet man sie ohne Glanz; sie zeigen etwas

rau-

rauhes, eine gewisse matte Farbe, die ihrem gewöhnlichen Zustande nicht mehr recht ähnlich ist. Sie richten sich gräder auf als sonst, und bald darauf bürsten sie sich.

Was die Haare überhaupt anzeigen, drücken die Augen, die Ohren, die Glieder, der ganze Körper durch ähnliche Zeichen aus. Alle Theile verrathen eine gewisse Schwäche. Die Thiere schitteln oft den Kopf, besonders nach dem Saufen; sie lecken das Maul nicht mehr, wenn sie gesoffen haben.

Wenn man ihre Körper befühlt, zeigen sie eine verminderte Wärme. Drückt man die Thiere auf den Rücken, so verrathen sie gemeiniglich Schmerzen — besonders im Wiederrüste. * Die Hörner, die Ohren, die Nase, die untern Theile der Schenkel sind kalt; die oderen behalten die Wärme des Körpers.

Auf diese Zufälle folgt Schaner — Kälte am ganzen Leibe. Die Augen werden kleiner; die Theile, die sie halten, steif — kei-

* Vicq d'Azyr.

keiner biegt sich so leicht, als im natürlichen Stande.

In der Zeit der Hitze senken sich die sträubigen Haare. Der Schauer und die Kälte vergeht — das Zittern läßt langsam nach: es entwickelt sich eine steigende Wärme im ganzen Umfange des Körpers.

Das Athemziehen geht geschwinder — die Flanken bewegen sich mehr: die Augen fangen an zu glühen — die Ohren, die Hörner, die Zunge — die Schenkel werden heiß —; das Blut lauft schneller — das Herz und die Arterien schlagen — wenn das Fieber höher steigt — in einer Minute 45. 48. 50. und mehrmale.

Diesen Anfall nenne ich das Seuchenfieber. Es vertreibt den Kühen die Milch — es vertrocknet die Feuchtigkeit, welche die Augen benetzt; es vermindert und verdickt den Speichel, verdirbt den Geschmack, unterdrückt das Wiederkauen — es verhindert die Dauung, den Absatz des Mistes und bisweilen des Harns.

Mit diesen Zufällen finden sich viele Nebenzufälle ein: z. B. kleine Zuckungen unter der Haut — besonders in den Muskeln des Halses. * Zähnknirschen, Verstopfung des Leibes, Durchbruch, Kopfzittern, Angst, veränderter Puls u. s. f.

Dieß sind die gewöhnlichen Zufälle des ersten Anfalles der Seuche den ersten und zweiten Tag. Bisweilen erscheinen sie schleichend; oder veranlassen so wenige Beschwerden, daß die natürlichen Verrichtunger der Thiere keine große Veränderung leiden.

Sie behalten noch Lust zum Futter, sie geben Milch, sie wiederkauen bisweilen noch — besonders im Anfange der Krankheit.

Allein, wenn die Zufälle schnell erscheinen, wenn sie schnell einen hohen Grad erreichen — sind die Thiere den zweiten Tag todt. Ich habe in etlichen Tagen ganze Ställe voll umkommen sehen. Die Seuche tödtete das Vieh, wie sie es überfiel: sie brachte

---

* Vicq d' Azyr.

te es in 6, in 8, in 12, aufs späteste in 24 Stunden um.

Wenn die Krankheit gelinder ist — wenn die Zufälle langsamer steigen — wenn sich der Ausgang des Uebels — es sey zur Besserung oder zum Tode — bis zum 12ten Tage verspätet —; so ist die zweite Epoche der Seuche mit folgenden Zufällen begleitet. Sie erscheinen vom dritten bis zum vierten Tage des Uebels.

Die Thiere sind traurig, kraftlos, unaufmerksam auf das Nebenvieh, oder die Gegenstände, die sie umgeben. Sie vertheidigen sich nicht mehr wider die Fliegen und Ungeziefer.

Sie stehen mit gesenktem Kopfe und schlappen hängenden Ohren ein paar Schritte vom Troge entfernt, welcher das Futter enthält.

Es grauet ihnen vor der Nahrung, sie geben keine Milch, wiederkauen nicht mehr. Oft zeigen sie großen Durst. Sie gehen nicht gerne vorwärts mit den hintern Schenkeln,

keln, nicht gerne auf die eine oder die andere Seite; rückwärts scheinen sie lieber zu gehen.

Sie verlassen eben so ungern den Stall, als sie den Stand verlassen, den sie genommen haben: sie lassen sich lieber schlagen, als von dem Platze führen, den sie zum Stande gewählet.

Gegen die Schläge scheinen sie unempfindlich zu seyn. Zwingt man sie zum Gehen — so mangeln ihnen die Kräfte, vorzüglich an den hintern Schenkeln.

Dieß sind die Zeichen, durch welche das Vieh die Krankheit im Stehen und Bewegen andeutet. Am Körper nehmen wir folgende wahr.

Bald ist er widernatürlich heiß, bald fehlt ihm der gewöhnliche Grad der Wärme, welcher der Gesundheit eigen ist. Im ersten Fall schlagen die Arterien fast noch einmal so geschwinde, als im natürlichen Stande, im zweiten bewegen sie sich zwar schnell, allein man fühlet ihre Schläge kaum.

Das Odemziehen ist mühsam, kurz und geschwinde; es wird oft durch Husten erschüttert, welcher dem Vieh Beschwerden macht.

Die Haare sind beständig entfärbt — bald erhoben, bald sträubig, bald gesenkt. Die linke Lendengegend ist meistens hart.*

Die Augen zeigen Mattigkeit: die Thiere sehen nicht recht; sie sind mehr oder weniger entzündet — anfänglich mit Wasser und etwas später mit Materie überzogen. Vicq d'Azyr hat Würme darinnen gefunden.

Aus der Nase fließt wäßriger Schleim — aus dem Maule geifern die Thiere. Der erste stinket bisweilen — der letzte ist allzeit zäh.

Die Zunge ist schmierig, schleimig, bisweilen in der Mitte trocken, und meistens gegen den Rachen dürr. Oft findet man

am

* Vicq d'Azyr.

am letzten Orte Blasen, die brandige Geschwüre erregen.

In der zweiten Epoche der Seuche leidet der Bauch am meisten: die Dauung steht alsdann still; die Verrichtung der Mägen höret auf, sobald sie die Entzündung ergreift.

Wie die Mägen in Stillstand gerathen, bewegen sich die Därme zu viel. Ein äußerst heftiger Reiz zieht sie beständig zusammen —; die Thiere verfallen in Zwang, in eine so heftige Ruhr, welche die meisten ums Leben bringt.

Im Anfange spritzen sie schleimigen Koth — bald darauf stinkende Jauche, von sich.

Bevor der Bauchfluß entsteht, hört man Wurren in den Gedärmen — die Eingeweide blähen sich auf — der äußere Bauch wird vergrössert, gedehnt, gespannt.

Klopft man daran, so tönt er nach jedem Schlage einen verworrenen und gebrochenen Laut.

In diesem Zustande kreißen die Thiere; die starken brüllen bisweilen, die alten antworten ihnen durch Klagen.

Der Harn des kranken Viehes ist im Anfange der zweiten Epoche roth — am Ende derselben braun.

Seine Absetzung scheint nach den Zufällen verschieden zu seyn: einige halten ihn zurück — einige treiben ihn oft, einige selten ab. In einem und im andern Fall geschieht die Absetzung mit merklichen Schmerzen im Bauche.

Sowohl das Euter, als der Schweif — sind in der zweiten Periode der Seuche schlapp. Im Anfange derselben enthält das erste bisweilen noch einige Löffel voll gelbe Milch, am Ende aber seiget es Blut — wenn man es durch Melken quälet.

Der Wahn dem trächtigen Vieh die Kälber abzutreiben, oder mit Gewalt aus dem Leibe zu nehmen, um dadurch die kranken dem Tode zu entreissen, ist ein allgemeines und deswegen ein grosses Uibel bei uns.

Meistens brauchen die Leute eines von diesen beiden Mitteln, in der zweiten Periode der Seuche. Die Erfahrung hat den Landmann bisher nicht überzeugen können, daß beide den Tod befördern — daß sogar das natürliche Verwerfen in Seuchen die nämlichen Folgen hat.

Möchten doch diese Leute durch folgende Wahrheiten überzeuget werden, daß es keine abtreibende Mittel giebt; daß alle diejenigen, die dafür ausgegeben werden, blos die Krankheit verschlimmern, und daß nichts, als die Zunahme des Uibels die Frucht aus dem Leibe treibt.

2tens daß alle, welche einer gesunden Kuh die Frucht vor der Zeit, und mit Gewalt aus dem Leibe reissen, die Kuh ums Leben bringen.

Seuchen, die sich gegen den zwölften Tag mit dem Tode oder der Besserung enden — bringen in der dritten Epoche folgende Zufälle hervor.

Den sechsten — höchstens den siebenten Tag, vermindert sich die Hitze; die Wärme des Körpers sinkt unter den natürlichen Grad.

Die Hörner, die Ohren, die Schenkel sind bis nahe am Körper kalt.

Die Augen matt; sie liegen tief im Kopfe, sie sind mit Materie überschwemmt.

Die Nase ist voll Schleim, der oft wegen seiner Natur, oft wegen seines Aufenthalts stinkt. Im ersten Fall ist er von übler, im zweiten von besserer Art.

Die untere Lippe ist schlapp. —

Das Maul geifert nicht mehr: es haucht einen üblen Geruch.

Die Zunge ist rauch und trocken — vorzüglich in der Mitte. Oft sieht man Sprünge; bisweilen kleine Blasen, bisweilen kleine Geschwüre daran.

Der Puls ist klein, das Odemziehen beschwerlich, das Herz bewegt sich matt.

Der Bauch ist geschwollen — mehr oder weniger gespannt, eingefallen oder gedehnt.

Die Haut hängt fest am Fleische, bisweilen ist sie mit Beulen — bisweilen mit Ausschlägen am Rücken — bisweilen durch eine Windgeschwulst erhoben, die Knastern bei dem Rücken erweckt. Manchmal ist Wasser unter derselben versperret.

Nach dieser Verschiedenheit sind die Auswurfsmaterien des Afters und der Harnblase geartet.

Der Harn ist braun oder trübe — er fließt meistens in geringer Menge — nachdem die Oefnungen der Därme flüßig — häufig oder selten sind.

Der Koth, den der After sprizt, ist Wasser von verschiedenen Farben. Am meisten grün oder braun — und meistens mit Blut gemischt.

Nach Beschaffenheit der Auswurfsmaterien durch den After — ihrer Farben, und Geruch, kann man die Beschaffenheit des Blutes, die Beschaffenheit des Körpers, den Zustand der Theile, und den Ausgang der Krankheit erkennen.

So ist in den meisten Seuchen — die nicht vor dem sechsten Tage tödten — der Zustand der Thiere bis zum neunten, oder zehnten Tage beschaffen.

Doch macht das Alter, das Geschlecht, die Jahrszeit, die Himmelsgegend, das Wetter die Natur der Krankheit, ihr Grad — die Nahrung, Wartung und Pflege, einen grossen Unterschied in der Gefahr und im Ausgange der Seuchen.

Von der vierten Periode dieses Uibels will ich keine Erwehnung machen. Die Zufälle, welche sie erregt, gründen sich auf

meh-

mehrere Schwäche, und meistens auf höhere Lebensgefahr des Thieres.

Vierter Abschnitt.

Fragen, nach welchen junge Thierärzte den Zustand einer Seuche erforschen, und darnach Landesobrigkeiten Bericht abstatten können.

Wenn hat die Seuche angefangen — in was für einer Jahrszeit, im welchem Monate? Wie lange ist sie in dem Orte?

Sind die Thiere in den umliegenden Dörfern gesund?

Wie weit erstreckt sich die Seuche im Umfange —, wo sind die gesunden Gränzen?

Welche Thiere ergreift sie besonders — die alten, die jungen, die starken oder die

schwachen — die weissen oder die mit anders gefärbten Haaren —?

Sterben mehr Ochsen als Kühe —, mehr Kalben als Kälber? Welche kommen am leichtesten davon? Welche Art steht am geschwindesten ab?

Wie viel Tage dauert die Krankheit, ehe die Thiere besser werden, oder sterben? 3 Tage, 5 Tage, 8 Tage ꝛc.

Bemerkt man einen Unterschied ob die alten länger, als die jungen dauren, wenn sie die Krankheit ergreift?

Giebt es Zeichen, die die Besserung oder den Tod verrathen? Was sinds für Zeichen — wenn erscheinen sie?

Sind alle davon gekommen oder gestorben, bei denen man die Zeichen beobachtet hat?

Wie viel Stücke sind im Dorfe gestorben? Wie viel Kälber — wie viel Kalben — wie viel Ochsen — wie viel Kühe?

Wie viel sind von den kranken gesund geworden?

Wie stark ist die Heerde überhaupt dermalen noch im Flecken, Dorfe rc.

Werden sie im Stalle ernähret, oder ausgetrieben? Stehen die Thiere auf dem Mist, oder auf trockenem Boden?

Weiden sie alle auf einer Weide, oder sind sie in verschiedene kleine Herden getheilt?

Was hat die Weide für eine Lage, hoch oder niedrig — im Thal oder an einer Anhöhe? Ist sie mager oder fett, sumpfig oder trocken, groß oder klein? Was wachsen für Kräuter auf dem Grunde? Haben die Thiere Schatten, Wasser — fliessendes oder stehendes — genug oder wenig zu fressen?

Wie weit liegt der Weideplatz vom Dorfe? Wird er zuweilen überschlemmt? Ist es heuer geschehen? Wie lang ist der Schnee im Frühjahre darauf liegen geblieben?

Bleiben die Thiere den ganzen Tag auf der Weide — läßt man sie auch in der Nacht auf dem Felde? Wann werden sie des Morgens aus — und wann des Abends eingetrieben? Wann sind sie das erstemal ausgetrieben worden?

Wie werden die Thiere zu Hause ernähret? Wie ist das Heu, das Futter, die Futterungsart, die Verpflegung und Wartung überhaupt beschaffen? Werden die Thiere rein oder schmutzig gehalten?

Wie liegt das Dorf, der Flecken oder die Stadt? Hoch oder niedrig? Sind die Strassen rein oder kothig?

Wie sind die Ställe gebaut? Hoch, niedrig, weit und geräumig — nach Beschaffenheit der Menge der Thiere? Mit was sind sie gedeckt — mit Schindeln oder mit Stroh? Liegt das Heu über den Ställen oder steht es in Schöbern gesetzt in der freien Luft? Ist es im verflossenen Jahre trocken oder feucht geerndtet worden?

Wie sehen die Höfe aus, welche die Stallungen umgeben? Sind sie unrein,

sum-

sumpfig, oder trocken? Bleibt der Mist darinn liegen?

Was geben die Leute für Ursachen der Seuche an? Ist fremdes Vieh ins Dorf gebracht, oder durchgetrieben worden? Ist dieses Vieh gesund oder krank gewesen?

Bei welchem Bauer ist die Seuche zuerst ausgebrochen? Wie liegt sein Haus und seine Ställe, hoch, niedrig, tief? Wie futtert, wie wartet, wie pfleget er sein Vieh? Treibt es es aus? Sind seine Kühe unter die Heerde des Dorfes gekommen, da die Seuche bei ihm ausgebrochen war.

Welchem Bauer sind die Thiere nach dem ersten angesteckt worden? Liegt das Haus des letzten nahe oder weit von dem ersten? Was ist für ein Unterschied in der Lage der beiden Häuser und Ställe?

Welchem Bauer ist bisher das Vieh von der Seuche am wenigsten angegriffen worden? Welche haben am meisten gelitten? Was bemerkt man für einen Unterschied in

der

der Futterung — im Verhalten — in der Lage der Stallungen dieser Partheien?

Um von dem Zustande der Krankheit zu urtheilen, mache man sich folgende Fragen:

Mit was für Anfällen erscheint die Krankheit? Was für Zufälle begleiten sie?

Fängt das Uibel mit Schauer, oder mit Hitze an? Wenn das erste geschieht, wie lange dauert die Kälte, ehe sich die Hitze einfindet?

Wenn hört das Wiederkauen auf — wie lange behalten die Thiere die Lust zum Fressen?

Folget Kälte und Hitze oft aufeinander, oder dauert die Hitze fort wann der erste Schauer vorüber ist?

Wie ist das Odemziehen, leicht, mühsam, kurz, schwer? Wie verhalten sich die Odemzüge gegen die Schläge der Pulsadern und des Herzens —? Wie oft schlägt es

in

in einer Minute? Kreissen die Thiere — roßeln sie — husten sie?

Wie ist der Husten? Leicht, hart, trocken, los, pfeiffend — husten sie oft? An welchem Tage der Krankheit entstehet er? Wann hört er auf, oder wann läßt er nach?

Wie sind die Augen, die Nase, das Maul beschaffen? Sind die Augen feurig, matt, oder thränend? Stehen sie vor dem Kopf hervor, behalten sie die Thiere offen, oder schlagen sie sie nieder? Wie weit bedecken sie die Augenlieder?

Rinnt die Nase, oder ist sie trocken? Wie sieht die Nasenhaut inwendig aus? Ist sie roth oder bleich, feucht oder trocken? Bemerket man Geschwüre daran?

Wie ist das Maul äußerlich und innerlich beschaffen? Geifern die Thiere? Wie sieht die Zunge aus — ist sie feucht, trocken oder rauh? Was hat sie für eine Farbe auf der Oberfläche, an der Spitze, in der Mitte, im Grunde? Bemerkt man keine Geschwulst daran —?

Wie sind die Zähne, das Zahnfleisch, die Gaumen? Sind die Ohren, und Hörner kalt oder warm?

Was bemerkt man äußerlich am Körper überhaupt — an der Haut, in den Haaren? Sind sie glänzend oder matt — gesträubet, oder liegen sie?

Bemerkt man keinen Ausschlag an der Haut? Keine Geschwulst in Weichen oder anderswo am Körper?

Wie ist die Stellung der Thiere? Wie setzen sie die Füße? Stehen die hintern nahe bei den vordern? Spreitzen sie die vordern Füße weit auseinander, oder kreutzen sie selbe — oder stellen sie sie nahe zusammen?

Legen sich die Thiere nieder, oder stehen sie ohne sich zu legen? Knieen die kranken Thiere nicht zuweilen, wenn sie sich nicht niederlegen?

Wie ist der Bauch? Ist er hart oder weich — ist keine Windgeschwulst unter der

Haut? Knastert es nicht, wenn man den Rücken drücket?

Wie ist die Kraft des Schweifes beschaffen? Ziehen ihn bisweilen die Thiere tief zwischen die Beine, oder lassen sie ihn schlapp und gleichsam kraftlos hängen, ohne ihn im Misten zu heben?

Misten und stallen die Thiere, oder sind sie verstopft? Wie ist der Koth beschaffen — ist er fest oder weich rc. hat er seine natürliche Farbe, Geruch und Gestalt? Ist Schleim oder Blut damit vermischt? Geht der Mist in der gewöhnlichen Menge und leicht ab? Verrathen die Thiere Schmerzen wenn sie sich entleeren? Spritzen sie gleichsam den Koth von sich, oder drücken sie ihn gelinde ohne merkliche Gewalt und Kreissen aus? Wenn findet sich das Laxiren ein?

Wie ist der Urin beschaffen? Harnen die Thiere selten, oder oft? Ohne Schmerzen und in gewöhnlicher Menge, in Betracht des Trankes, den sie nehmen?

In welcher Zeit der Krankheit sind die Thiere meistens verstopft? Anfänglich oder in der Mitte derselben — wann sind sie meistens losleibig?

Bemerkt man einen Unterschied von allen diesen Zufällen in Betracht des Alters, des Geschlechts, der gelten und der tragenden Thiere? In was besteht er?

Hat jemand abgestandene Thiere geöffnet? Wann ist es geschehen — was haben sich für Merkmale der Krankheit im Körper gezeiget? Welche Theile sind besonders untersucht worden? Wie hat die Zunge, der Rachen, die Lunge, das Zwerchfell, die Mägen, die Därme, die Leber, Milz ꝛc. ausgesehen? Hatten sie ihre Farbe, Weiche, und Gestalt, oder hat man an dem einen oder dem andern Theil widernatürliche Eindrücke bemerket?

Sind den kranken Thieren Arzneyen gereichet worden? Aus was sind sie bestanden — was haben sie für Wirkungen gemacht — wie haben sich die Thiere bei dem Gebrauch dieser Mittel befunden?

Hat

Hat man den gesunden Thieren Vorbauungsmittel gegeben — was für welche? Sind diejenigen gesund geblieben, die sie genommen haben?

Fressen und saufen die Thiere noch, wenn sie die Krankheit ergriffen hat? Wann hört das Wiederkauen auf? Was fressen sie? Wie viel ungefähr, welche Nahrungsgattungen am liebsten, welche versagen sie ganz, schmeckt ihnen das dürre, oder grüne Futter besser? Sehnen sie sich vorzüglich nch Heu, nach Kleyen, nach Schrot, Haber, ꝛc. lecken sie am Salz, sehnen sie sich darnach? Wie lange behalten sie die Milch, wenn sie die Seuche ergreift?

Saufen die Thiere? Saufen sie im Anfange der Krankheit, oder versagen sie den Trank? Was saufen sie, welches Getränk am liebsten, wie viel ungefähr? In welchen Tagen der Krankheit zeigen sie am meisten Durst? Am Anfange, in der Mitte, am Ende? Giebt es Zeiten, wo sie den Trank ganz versagen —?

Fünfter Abschnitt.

Einleitung in die Heilung der Seuchen.

Ehe der Arzt in Seuchen irgend ein Hilfsmittel empfiehlt — muß er folgende Gegenstände vorher betrachtet haben: die kranken und ihre Pflege, die gesunden und todten Thiere.

Jede von diesen Gegenständen bezieht sich auf Kenntnisse der reinen Physik, auf ächten ärztlichen Verstand, der durch die Vernunft geläutert, und die Erfahrung gewürzet ist.

Bei den Gesunden b-trachtet er von was für einen Schlage sie sind — wie ihre Körper aussehen — ihr Zustand beschaffen ist; wie die Thiere überhaupt ernährt, gewartet, und gepfleget werden.

Bei

Bei den Kranken muß er erforschen, in was die Seuche besteht — erkundigen, wie die Krankheit ihren Anfang genommen — was sie für Zufälle begleiten —: ob sie viel Ausgänge genommen hat —: ob sie viel oder wenige ermordet, schnell oder langsam tödtet.

Mit den todten, muß der Arzt durch die Sprache der Zergliederung reden; sie erklärt ihm den Sitz der Krankheit und den Zustand der Theile, die sie ergriffen hat.

Wenn er diese wenigen Regeln im Geiste recht gefaßt — mit der Konstitution, der Jahrszeit, der Witterung, genau verglichen hat, so werden sie ihm — wenig Fälle ausgenommen — die Natur der Ursachen und der Krankheit, sehr oft deutlich enthüllen.

Durch die Erforschung der Krankheitsursachen, muß der Arzt die Gesunden für der Seuche zu schützen suchen: dies ist sein größter Zweck — nach diesem muß er trachten.

Derjenige, welcher sich blos die Kranken, und nicht die Krankheit zum Hauptgeschäfte macht — der verfehlt ihn allzeit; er verfehlt ihn um so mehr, weil die Zahl der Kranken gegen die Zahl der Gesunden in keinem Verhältniße steht.

Bei den meisten Seuchen, ich dürfte fast sagen bei allen, die gefährlich sind, gehen von denen, die die Seuche ergriffen hat, wenigstens zwei Drittheile verlohren —; der Ueberrest ist folglich klein: wenn man zum Verlust der ersten — die Zeit, die Mühe, die Hilfsmittel und den Aufwand berechnet, den sie verursachet haben, so sind diejenigen, welche dem Tode entkommen, immer von geringem Werthe.

Es ist also wider das gesellschaftliche Interesse, wenn man die gesunden verabsäumet, und die Kranken retten will. Für die letzten sucht man beständig Aerzte — für die ersten selten Mittel, die aus ächten Grundsätzen quellen.

Diejenigen, durch welche wir heut zu Tage das gesunde Vieh vor der Seuche be-

bewahren wollen, haben traurige Wirkungen gemacht. Das Aderlassen, das Purgieren, das Schwitzen, das Eingeben der bitteren Kräuter und Wurzeln, hat die gesunden Thiere weit mehr zur Aufnahme der Seuche bereitet, als sie davon verwahret.

Wir müssen daher andere suchen, als die bisher gebrauchten; wir müssen sie aus den Quellen schöpfen, die auf die Erhaltung Einfluß haben, und keines von denen anwenden, welche den Körper schwächen, oder seiner Gesundheit schaden.

Ich kenne keinen Fall, wo die sehr bitteren Dinge dem gesunden Hornvieh nützlich wären —; aus meinen Händen haben sie nie gute Wirkung gethan; den Pferden sind sie bisweilen dienlich — am meisten aber den Schaafen, wenn man sie ihnen behutsam und in kleinen Gaben reicht. Doch schaden sie auch diesen, wenn der Thierarzt solche wählt, die bitterer als Wermuth sind.

Eben so verhält es sich mit der Assa, mit der Seife, mit den stinkenden Oehlen, mit fetten und ranzigen Sachen. Alle diese

se Dinge und unzählige viele andere, welche die Gewohnheit eingeführet hat, schaden nicht nur dem kranken, sondern auch dem gesunden Vieh.

Celsus wußte schon, daß fast alles schade, was wider die Gewohnheit ist; nur wünschte ich, daß er nicht gesagt hätte, daß der Arzt besser thue, ein ungewisses Mittel, als gar keines anzuwenden. Das letzte hat die Welt zum Sinnspruche gemacht; ich wünschte, sie hätte das erste dazu erwählet.

Die Natur hat tausend Wege sich zu helfen, wenn kein Mittel helfen kann; alle Verrichtungen in der thierischen Maschine sind Arzeneyen —; so lange das Leben glimmt, vertritt es die Stelle des Arztes.

In der ganzen Vieharzeney ist keine unschädliche Medizin —; alle verwandeln sich in Gifte, wenn sie übermäßig, oder zur Unzeit gegeben werden; die wirksamsten, die ich gegen die Seuchen überhaupt zu reden kenne — sind, reine Luft, Salz und bisweilen Salpeter. Sie nützen den Kran-

ken

ken oft, ohne jemals den Gesunden zu schaden.

Wenn ich sage, daß sich der Arzt mehr um die Krankheit der gesunden Thiere, als um die Seuche der kranken bekümmern solle, so folget nicht daraus, daß er die letztern verlassen müsse: sie gehören ganz zu seinem Zwecke. Er muß im Gegentheil ihr Uebel aus dem Grunde kennen — er muß seinen ganzen Lauf, alle seine Anfälle, seine ganze Naturgeschichte wissen, wenn er diejenigen, die für gesund angesehen werden, von der Seuche beschützen will.

Wer den Zustand der letztern von aussen und innen kennt, wird wenige darunter finden, die diesen Namen verdienen. Die Jahrszeit, die Witterung, die Ursache, welche die Seuche erregt u. s. f. hat ihre Körper verändert: sie haben nicht auf die kranken allein, sie haben auch auf die gesunden gewirket. Sie sind also nicht gesund. Die Farbe der Augen, die Beschaffenheit der Zunge, der inneren Nasenhaut, und mehr Theile des Körpers, zeigen dem Kenner klar das, was ich hier sage; der Fortgang der Seuche beweiset es.

Allein,

Allein; kann der Arzt die wirkenden Ursachen entfernen, welche Gelegenheit zu diesen Veränderungen gegeben —? kann er die Winde wenden — die Jahrszeiten verwechseln — die Witterung anders machen —? Nein, er hat nichts mit der Zeit, nichts mit der Witterung zu thun —, der Körper ist seine Sache. Glücklich, wenn er es dahin bringt, daß er durch ein kluges Verfahren seine Stimmung verändern kann, die zur Seuche Gelegenheit giebt.

Sechster Abschnitt.

Anmerkung über die Wirkung der innerlichen Arzeneyen in Seuchen, und über die gewöhnliche Behandlungsart dieser Plagen.

Nach einer langen Erfahrung und dem Zeugniße der besten Aerzte, hat nichts bisher, gegen die Seuchen kräftig gewirket.

Die

Die besten Arzeneyen haben den Kranken geschadet; den Thieren, welche dem Tode entkommen sind, wurde das Leben durch Naturkräfte, und glückliche Krisen gerettet.

Wenn dieses Wahrheiten sind, so ist ein Arzt entweder unwissend, oder verwegen, der den Kranken Hilfsmittel reicht.

Gewiß ist es, daß die innerlichen Arzeneyen, die dem Körper Gewalt anthun, keine gute Wirkung machen; gewiß ist es, daß die besten schaden, wenn man sie den Kranken reicht, da die Dauung stille steht; daß sie in diesem Zustande im Magen liegen bleiben, ohne sich mit dem Blute zu mischen; daß endlich alles, was den Thieren mit Gewalt, — oder zur Unzeit eingegeben wird — mehr schädlich, als nützlich ist.

Gewalt ermattet die Kranken; die Eindrücke, die ihre Körper durch die Hände derjenigen leiden, die sie zum Einnehmen zwingen, macht die Thiere kraftlos, schwach, sie vermehret ihnen die Angst, die Hitze — die Zufälle, das Fieber.

Dieß sind zum Theil die Ursachen, daß die innerlichen Arzeneyen, die man in Seuchen reicht, so üble Wirkungen machen.

Nachdem die Erfahrung zeigte, daß die Aerzte von den Arzeneyen wenig zu erwarten haben, sind sie auf die Gedanken gerathen, daß die Seuchen unheilbar wären — daß es kein Mittel dagegen gäbe — daß man die Kranken dem Schicksaale überlassen müsse — daß nichts thun das beste sey.

Wahr ist es, daß diese Plagen sehr oft tödtlich sind. Doch sind sie es nicht deßwegen, weil die innerlichen Arzeneyen nicht wirken — sondern weil die Krankheit zu geschwinde steigt, die Zufälle überspannt, die Ursachen tödtlich sind, die sie veranlasset haben. Ich habe Thiere von der Pest ergreifen, krank werden, und sterben gesehen, ehe man Hilfsmittel bereiten konnte.

Dies ist nicht nur von giftigen, sondern von allen Krankheiten wahr, die Lebenstheile einnehmen. Die Zufälle, mit denen sie erscheinen — sind so heftig, so dringend, so stark — daß sie in etlichen

Stun-

Stunden — in zween, in dreien Tagen — oft beim Anfall den Tod bringen.

Je geschwinder dieselben steigen, desto schneller folgt der Tod. Wenige von denen werden gerettet, bei welchen die Krankheit weniger, als zwölf Tage dauert. Aus diesen kann man sehen, wie klein die Zahl seyn müsse die das Leben erhält, wenn sich die Krankheit vor dem 5ten oder 7ten Tag endet.

Alle Hilfsmittel braucht man umsonst, wenn es der Natur an Zeit, an Kraft, an innerlichem Vermögen fehlt — eine vollkommene Krisis zu machen.

Alle Thiere sterben, die bei dem Anfalle der Seuche brüllen — den Kopf in die Flanken schlagen, — die in der Entstehung des Uibels in heftige Bauchflüsse verfallen; die Ichor, die aufgelöstes Blut, urinfärbiges Wasser durch den After ausspritzen.

— Eben so geht es den Kühen, die beim Eingange des Uibels verwerfen.

Keines entkommt dem Tode, dem bei offenen After, der Bauch von innen aufschwillt, — das eine weiche, schlappe, bleyfärbige Zunge hat.

Nur diejenigen werden gerettet, die die Krankheit lange plagt — bei denen die Zufälle langsam steigen und fallen — das Uibel sich gelinde vermehret — die eine vollkommene Krisis machen.

Diejenigen sind in Gefahr, die gelbe Blasen an den Seiten der Zunge bekommen: und diejenigen sterben, denen blaue an diesen Theilen auffahren — besonders, wenn sie braune Jauche enthalten, und brandige Geschwüre hinterlassen.

Doch ist in keinem Orte das Uibel sich allzeit gleich — wenn anders die Seuche nicht flüchtig, sondern von Dauer ist.

Die Lage der Länder, der Oerter, der Weiden, des Futters, so die Thiere geniessen, macht einen Unterschied.

Der Schlag der Thiere, ihr körperlicher Zustand — das Verhalten — die Jahrszeit, die Witterung, die Verschiedenheit des Zuges der Winde — vermehren und schwächen die Gefahr.

Die Hitze, die Feuchte, die Nässe verändern der Seuchen Hang; die Kühle machet diejenigen sanft, die bei der Wärme gefährlich waren, und die Kälte zernichtet jene, welche die Hitze zur Ursache haben.

Die Gefahr ist oft in einer und der nämlichen Seuche — zwischen jungen und alten Thieren merklich unterschieden.

Die Gewalt der Krankheit nicht selten, zwischen männlichen und weiblichen Geschlecht — zwischen geschnittenen und ungeschnittenen Ochsen — zwischen trächtigen, milchgebenden, und geltem Vieh verändert.

Ein Arzt, der dies nicht kennt — der nirgend zu helfen weiß, ist gefährlicher, als die Seuche.

Bei dieser vielfältigen Verschiedenheit — in Absicht der Grade der Pesten — muß ein Mann von Verstande, denjenigen Oertern und Thieren vorzüglich zu Hilfe kommen, welchen er helfen kann, und die ohne seine Hülfe verderben.

Der Fall ist fast allzeit möglich: kann er die alten nicht retten — so steht er den jungen bey; gehen die starken zu Grunde, so hilft er den schwachen auf. Nie aber muß er seine Mühe, seinen Fleiß, seine Wissenschaft verschwenden, wo sie nicht nützlich ist.

Im Nothfall thut er genug, wenn er diesen das Leben erhält, die ohne seinen Rath verwahrloset — vielleicht gar umgebracht worden wären.

Diese Ermahnung ist vielleicht überflüssig; der Kluge thut es nicht. Nur derjenige will alle retten, der keinem helfen kann.

Allein was ist zu thun, wenn die Arzeneyen nicht helfen? Unglücklich ist der Arzt, der nichts als Eingüße kennt. Dies sind seine schwächsten Waffen. Ich sehe die Zeiten von ferne, die den thierärztlichen Verstand aus dem Sumpfe reissen, und trockene Wege zeigen.

Das größte Heilmittel in grossen Krankheiten — ist der ärztliche Verstand. Derjenige, der die Kranken nach den Umständen ihres Uibels — der Zeit, und der Natur der Thiere zu leiten weiß, besitzet dieses kostbare Mittel.

Die Plagen, welche die innerlichen Arzeneyen nicht überwinden können —, überwindet oft das Verhalten, der ächte Gebrauch der Nahrung, des Getränkes, die Auswahl und Entfernung des Futters.

Kann sich das Leben so lange erhalten, bis die Heilmittel wirken und die Natur eine Krisis macht, so werden die Kranken gesund.

Oft werden die Kranken geheilt, wenn der Arzt die Umstände abändert, die nicht zu den Ursachen der Seuche gehören, sondern blos zufällig das Uibel verschlimmern.

Die Mäßigung der Wärme, die Abänderung der verdorbenen Luft, die Ruhe, die Reinlichkeit, die Kunst, den Aufenthaltsort der Kranken denen Zufällen so anzupassen, daß er ihre Wirkung vermindert — sind Arzeneyen, die unaufhörlich wirken.

Wenn die innerlichen Hilfsmittel nicht wirken — wenn sie den Zustand der Krankheit verschlimmern — machen oft die äußerlichen gesund.

Die besten, die der Arzt von den letztern in Seuchen anwenden kann, sind — die reizenden Dinge, die künstlichen Geschwüre, das Feuer, das glühende Eisen.

Alle diese Hilfsmittel sind wirkend, wenn sie zur rechten Zeit, am gehörigen Orte, nach dem Grade des Uibels, und in gehörigem Maße angewandt werden.

Wird aber eines mit dem andern verwechselt, werden sie zu spät gebraucht, oder unrecht angewendet, so sind sie nicht nur unnützlich, sondern schädlich. Eben das geschieht, wenn man sie zu gelinde, oder zu heftig anwendet.

Wenn alle Hilfsmittel schaden — machen oft jene gesund, die der thierische Instinkt dem kranken Körper empfiehlt.

Man verwehre sie den Thieren nicht, wenn sie das Gefühl dazu treibt — sollten es auch Dinge seyn, die der Name zu Giften macht.

Was den Sinnen in Krankheiten schmeichelt, wird fälschlich Gift genannt; denn viele verdienen diesen Namen nur zu gewissen Zeiten, und bei gewissen Umständen des Körpers oder der Säfte. Die Gifte verwandeln sich nach diesem Verhältnisse sehr oft in Nahrung, oder in Arzeneyen — und die unschädlichsten Dinge nicht selten in Gifte.

Das Leben, der Instinkt, die Thiere — die Erfahrung selbst — reden oft diese Sprache; wir müßten der Natur widersprechen, wenn wir eine andere redeten.

Wie die Krankheiten den Körper schwächen — das Blut und die Säfte verändern, verändert sich der thierische Instinkt — wenn anders der Magen dauet.

Die Wärme, die Kälte, die Nässe, die Jahrszeit ꝛc. stimmen die Nerven anders; der widernatürliche Zustand der Zunge giebt dem Gaumen einen andern Geschmack. Der Magen verfällt in Sehnsucht, oder in Eckel, so oft die Zufälle in Krankheiten wechseln.

Alle Hilfsmittel und Methoden, die aus andern Grundsätzen entspringen, haben getödtet — mehr oder weniger geschadet.

Alles was auf die Körper der Kranken wirket, macht das Uibel besser, oder schlimmer. Alles, was der Arzt empfielt — sollte es auch nur eine Koțe, eine gelinde Decke, ein offenes oder geschlossenes Fenster

seyn — muß nach dem Laufe der Krankheit gewählt, der Gefahr und den Zufällen passen — der Jahrszeit, der Witterung, den Umständen angemessen seyn, wenn es nicht schaden soll.

Nach dieser Verschiedenheit ist die Heilart sowohl in Seuchen, als in andern Krankheiten der Thiere verschieden.

Siebenter Abschnitt.

Anmerkung über die Behandlung der gesunden, und die Heilung der kranken Thiere in Seuchen, die im Frühjahr erscheinen.

Die Kenntniß des körperlichen Zustandes der gesunden und kranken Thiere, die Kenntniß der vorhergegangenen Constitution und der Ursachen, die die Säfte verändern, müssen den Plan angeben, nach welchem die Ge-

sunden erhalten, und die Kranken geheilet werden sollen.

Die Zeit, die Umstände, die Witterung verändern die Grundsätze dieses Plans.

Oft liegt die Ursache der Seuche weder in der verflossenen, noch in der gegenwärtigen Zeit, in welcher die Seuche entsteht. Der Winter ist oft gut, die Witterung gesund gewesen; allein es hat den Thieren an Wartung, an Nahrung, an frischer Luft, an gesundem Futter gefehlet.

Das Heu, das Nachheu, (Grumet) das Stroh — haben vielleicht in der Erndte in Schöbern, unter zerrissenen Dächern, Schaden gelitten; diese Nahrungsgattungen können im Dürren durch anhaltende Regen ausgewässert, oder nach dem verdorben seyn.

Alles dieses muß der Arzt erforschen, betrachten, überlegen.

Die Magerkeit der Thiere, ihre Fette, ihre Stärke, ihre körperliche Beschaffenheit, ist oft der Verräther davon: das Feuer der

Augen — die Farbe der Zunge, der innern Nasenhaut, zeigen es bisweilen an; die Bewegungen des Herzens und der Schlagadern geben es oft zu erkennen; sie sagen gleichsam dem Arzte, wie er die Gesunden erhalten, und die Kranken behandeln soll.

Wer alles dieses erweget, wird einen guten Plan entwerfen — wird richtig vorsagen können; er wird das gesunde Vieh, das der Seuche nicht zu nahe ist, oft vor der Seuche beschützen; er wird vielen Kranken helfen, wenn die Krankheit nicht zu geschwinde steigt; er wird es wenigstens wissen, wenn und warum er nicht helfen kann.

Sind die Thiere mager, kraftlos, schwach, ehe sie die Seuche ergreift, so sterben die kranken fast alle — und zwar in wenig Tagen.

Eben so geht es, wenn sie allzu fette Körper haben. Ist ihr Blut nicht dichte, nicht roth — ehe sie in die Krankheit verfallen — so werden blos diese gesund, die bessere Säfte haben.

Wer in dem Zustande Ader läßt, der bringt alle ums Leben, denen er Blut abziehet — wenn er ihnen auch nur wenig abnähme.

Das Blut, das den Thieren genommen wird — ist tiefbraun schwärzlicht, wäßrig, dünne — wenn es aus den Adern rinnt, und so lange es seine Wärme behält; dies geschieht vorzüglich — wenn der Winter naß, die Witterung lau, und die Ställe sehr warm gewesen sind.

Wenn die Thiere die Wintermonate hindurch übel ernähret worden — wenn sie leeres ausgewässertes Heu — gemeines Stroh, Hexel, staubige Spreu ohne Körner — kein, oder zu wenig Salz und schlechtes Futter genossen haben — in allen diesen Fällen ist das Blut ohne Kraft, ohne Röthe, ohne Leben.

Ein Arzt, den seine Augen die Vieharzeney gelehret, der richtigen Verstand, der reine wissenschaftliche Vernunft — und erfahrne Sinnen hat — ein solcher Arzt sage ich, kennt den Zustand der thierischen

Säfte in den Adern, ohne ein Gefäß zu öffnen —; er sieht die Ursachen von aussen, die im Innern des Körpers wirken, und die Säfte verändert haben.

Ist der Winter kalt, die Jahrszeit gut, und dem Himmelsstriche angemessen gewesen — unter welchem die Thiere leben — so liegt die Ursache der Pest im Stall, im Verhalten, im Futter, in seiner Natur, seinem Mangel, oder im Einsperren des Thieres.

In solchen Umständen, werden die noch scheinenden Gesunden — die der Seuche nicht zu nahe sind — von dieser Krankheit beschützt; wenn man anfänglich und zwar einige Tage hindurch, die Fenster und Thöre öffnet; wenn man die Ställe reiniget, ausmistet, von Kothlacken, von Harn, von der allzugrossen Anzahl Vieh befreyet.

Wenn man nach der Reinigung der Ställe das Vieh in den heitersten Stunden des Tages, in reine Höfe treibt, und allda auslüften läßt.

Wenn man es in der freien Luft an Salzstein lecken läßt, ihm Salz, oder gesalzenes Wasser giebt — wenn man ihm die Luft, und mit ihr die Menge des Salzes vermehret.

Wenn man dem Vieh Reißig von gesunden Tannen, (Tannengereis) Zweige von jungen Bäumen, die noch nicht ausgeschlagen sind, mit der Rinde zu kauen giebt.

Wenn man ihm die Nahrung verändert, verbessert, vermehret.

Wenn man bei dem Futtermangel die Zahl der Thiere vermindert, und besonders die Gattung abschaft, von welcher die meisten gestorben, oder krank geworden sind. Z. B. von alten, von jungen, von starken, von schwachen u. s. f.

Die übrigen müssen nach der angegebenen Art verhalten, ernährt, gewartet und gepfleget werden.

Die Gesunden müssen von den Kranken entfernt — sie müssen täglich geputzt, gerieben —, die unreinen Theile gewaschen — der Körper gereiniget werden.

Der Innhaber hüte sich die Thiere auf die Weide zu treiben — im Fall es auch die Witterung erlaubte. — Ich rede von Frühjahrseuchen — von Pesten, die im Hornung, im Merz, im April ausbrechen. Ich rede vom Himmelsstrich, für welchen ich schreibe.

Wer die Thiere auf die Weide treibt, so lang die Witterung feucht, die Erde naß, kalt, mit faulem Grase bedeckt, von Schneewasser durchdrungen ist — vermehrt die Anlage zur Seuche. Das junge unreife Gras, das alsdenn aus der Erde keimt, ist Nahrung für die Pest; diese Eigenschaft behält es, so lange, als seinem Stamm das Körnigte, und seinem Safte die Reife fehlen.

Auf eine fast ähnliche Weise muß der Arzt die gesunden Thiere vor der Seuche zu beschützen suchen, wenn ihre Körper den Hang dazu, von der Constitution erhalten.

Die

Die festen und flüßigen Theile sind in eben dem Stande, wie im vorigen Fall, wo die Seuche von übeln Verhalten, von Nahrungsmangel, von Stall rc. entsteht. Ausser der längern Dauer des Uibels, habe ich keinen Unterschied bemerkt; aber auch diesen nur dazumal, wenn die Witterung ihre Eigenschaften nicht verändert.

Allein selten ist die Constitution die einzige Ursache dieser Plagen; meistens sind die Ursachen, von denen ich geredet habe, mit der, die die Konstitution entwickelt, verbunden.

Trockene Ställe, gute Streu, gutes dürres Futter, Steinsalz, Trebern, Staubmehl, Kleye, geschrotene Bohnen, geschrotener Haber, Gerste, und andere Hülsenfrüchte, die dem Hornvieh gedeihen — sind die besten Präservativarzneyen wider die Seuchen, die von feuchten, lauen, dämpfigen Wintern entstehen, wenn sie den Thieren in gehöriger Menge gereicht, und langsam vermehret werden.

Die Möglichkeit, die Kranken zur Genesung zu bringen, die im Frühjahre in die Seuche verfallen — hängt von der Stärke der Krankheit, von ihrem geschwinden, oder langsamen Laufe, von den Theilen die sie ergreift, von dem Zustande der Körper, von dem Verhalten der Gesunden, von dem Verstande des Arztes, von der Zeit, und der Wahl der Hilfsmittel ab.

Je größer das Uibel ist, je weniger wird er heilen; je geschwinder die Krankheit steigt, desto minder rettet er die kranken vom Tode.

Die wirksamste Arzeney, die der Arzt verordnen kann, sobald sich die Thiere klagen — ist der Ort, wo das kranke Thier die Krankheit überstehen soll.

Die Zeit, die Witterung, die Zufälle — sind bei der Wahl desselben genau zu betrachten: die Wärme, Kälte und Nässe — die Schauer des kranken Körpers — das Steigen und Fallen des Fiebers in der Ab- und Zunahme des Uibels, sorgfältig zu erwägen. Von allen diesen müssen die Krankenwärter genau unterrichtet werden.

Ist

Ist der Ort gewählet, und der Sitz der Krankheit entschieden, wo sich die Entzündung befindet — so brauche man folgendes Mittel.

Man nimmt ein rundes glühendes Eisen, ungefähr einen Daumen dick, und einen Thaler breit, und brennt damit den kranken die Haut in der Gegend der Magengrube, des Nabels und in der Mitte der Brust, bis die Oberfläche der Haut eine hellbraune Kastanienfarbe erhält.

In eben der Zeit — das ist, bei den ersten Zeichen, die das Thier von dem Anfall der Seuche giebt — macht man ein künstliches Geschwür vorwärts an der Brust, welches entweder in einem langen Eiterbande (Setatium) oder in dem so genannten Gilbwurzel, oder Nisewurzel stecken, bestehet.

Wer die Niesewurzel dem Eiterbande vorzieht — muß die kräftigste, die schärfste wählen; sie muß so wirkend seyn, daß sie in Zeit von einen Tage eine starke Geschwulst errege.

Das

Das kranke Thier bleibt alsdann am angewiesenen Orte; im Schauer wird es bedeckt, und in der Hitze nackend gelassen. Im letztern Falle werden die Fenster und Thöre geöfnet, im ersten aber zugemacht.

So lang das Fieber steigt, ist gesalzenes, und mit Salpeter versetztes frisches Wasser Medicin; und alles, was nähret, Gift. Ich schliesse die Gattung aus, die der Instinkt verlangt; diejenigen aber, welche der Schmerz, die Angst, die Ungeduld bisweilen wählet, werden nie erlaubt.

Zum Unglück verstehen dies die Wärter der Kranken nicht; deswegen ist es besser, daß der Arzt im Anfange die trockene Nahrung verbiete, und blos den Trunk erlaube, wenn anders die Kranken trinken, ohne sie dazu zu zwingen. Trinken sie nicht selbst, so ist es ein übles Zeichen.

Vor jedem Trunke wird dem Kranken das Maul, die Zunge, das Zahnfleisch und die Zähne mit stark gesalzenem Wasser vermittelst eines reinen Schwammes, der um einen kurzen Stab gewunden, und am En-

Bayerische Staatsbibliothek München

de desselben wohl befestiget ist — rein gewaschen.

Ist die Zunge unrein, mit zähen Schleim überzogen, und gleichsam mit einer Haut bedeckt — so leget man den Kranken einen Kauballen, in der Gestalt eines Gebißes, ins Maul, der aus Kleyen und Salz bereitet, und mit reiner Leinwandt umwickelt ist.

Sobald sich die Augen entzünden, müssen sie oft des Tages mit kaltem Wasser gewaschen werden; sobald die Nasen rotzen, die Augen zu thränen anfangen, muß das nämliche geschehen, und damit angehalten werden, so lange das Uebel dauert.

Auf eben die Art werden die künstlichen Geschwüre, die Eiterbänder, die Gill oder Nießwurzelschäden von der Materie gereiniget, die sich von außen in die Haare klebt.

Die Schwämme, deren man sich zur Reinigung dieser Theile bedient, müssen nach jedem Gebrauch gewaschen, und alsdann

dann in der freien Luft getrocknet werden. Man hüte sich mit demselben gesunde Thiere zu waschen; denn ist die Seuche anstekend, so sind alle diese Werkzeuge giftig, welche mit dergleichen Materien besudelt worden.

An den Schurfen der Brust und des Bauchs, die das glühende Eisen verursacht hat, haben die Wärter nichts zu machen. Sollten sie an einigen Orten Materie seigen, oder durch das Liegen der Thiere in brandige Geschwüre übergehen, so werden sie mit frischem oder gesalzenem Wasser gewaschen, das übrige der Natur überlassen.

Den dritten oder vierten Tag, giebt man dem kranken Vieh anstatt des frischen gesalzenen Wassers, einen Trank von gekochten Brodrinden und Heu.

Dieser Trank wird nach dem Zustande des Uebels, mit Honig, mit Salpeter versetzt; jedesmal aber mit einer starken Portion Küchen- oder Steinsalz gesäuert, besonders aber alsdenn, wenn der After verstopfet ist.

In diesem Fall giebt man ihm vom gemeinen Heutrank Milchwarme Klystire: sie helfen selten viel, allein bisweilen doch etwas, das ist, sie entledigen den Mastdarm von Koth, der sich am Ende desselben aufhält. Wenn ich nach meiner Erfahrung rede, so loben die Thierärzte diese Hilfsmittel mehr, als sie ihre Wirkung lobet.

Am dritten oder vierten Tage verfallen die Kranken (in den Seuchen, die sich um den zwölften Tag enden) meistens in die Ruhr. Ich weiß kein Mittel dagegen; die besten, die ich kenne, sind, dicke Mehlsuppen; Suppen von geröſten Brod, von Erdäpfeln, von Heidegrütz, von Gries.

Von der einen oder von der andern, lasse ich die Thiere zwei, bis dreimal des Tages ein gutes Seitel, oder Pfund einnehmen.

Sie haben das vorzügliche Gute, daß sie lindern, und ernähren, besonders wenn sich das kranke Vieh darnach sehnet. Wenn man das letzte bemerkt, muß man diejenigen wählen, nach welchen sie am meisten

ver-

verlangen. Sie dürfen in nichts anderm, als im Wasser, oder Heubrühe gekocht, mit etwas Salz gewürzt, den Thieren gereichet werden.

Wenn die Kranken schwächer werden, so versetze ich diese Panaden mit einem Glase voll Wein, oder gutem alten Bier, und lasse ihnen dabei den zuvor beschriebenen Trank — von Heu und Brod —, mit grob gestossenen Rinden von jungen Eichen abgesotten, dreimal des Tages reichen.

Nach dieser Heilart behandle ich die kranken, und die so genannten gesunden Thiere, bei Seuchen, die im Frühjahr erscheinen. Wartung, Pflege, Reinlichkeit, gute Streu, trockene Ställe, reine Luft — Aufmerksamkeit den Körper zu kühlen, wenn die Hitze und das Fieber tobet — Aufmerksamkeit für das Auflegen und Abnehmen der Decken, wenn der Körper in Schauer oder Hitze verfällt — Aufmerksamkeit für das Oefnen der Fenster und Thöre — gehören alle unter die grossen Hilfsarzeneyen.

Kann man durch diese Mittel die Kranken so lange erhalten, bis die Natur eine Krisis macht, so bringt man die Thiere davon; ist hingegen die Seuche so giftig, daß sie geschwinde tödtet, so steht der Arzt so lange still, bis ihm die Zeit zu Hilfe kommt, und die Zufälle müde werden.

Achter Abschnitt.

Anmerkung über die Behandlung der gesunden, und die Heilart der kranken Thiere in Seuchen, die im Sommer ausbrechen.

Die Sommerseuchen sind in der Hitze am stärksten. Die Kranken werden in dieser Zeit — theils von dem Feuer des Fiebers — theils von den Nebenursachen, die dieses Feuer vermehren, getödtet, oder in Lebensgefahr versetzt.

Hier ist die Ehre des Arztes in einer wahrhaft kritischen Lage: von einer Seite wird er von der Pest — von der andern durchs Vorurtheil — durch die Unwissenheit der Menschen bekämpft — hier verfolgen ihn die Elemente — dort die Constitution — das Wetter.

Alles ist alsdann ihm und seiner Wissenschaft feind; die Zeit, die Krankheit, der Körper, und das Blut der Thiere: alles brütet Gift.

In dieser gefährlichen Lage muß er in der Nähe betrachten, was den Thieren und ihm den größten Schaden zufüget — was die Zufälle am meisten vermehret — die Seuche vorzüglich verschlimmert — die Pest so giftig macht.

Die Lage des kranken Orts —, die Weiden,. — die Wohnungen —; die Nahrung, Wartung und Pflege —; die Hitze, die Dürre, die Nässe —; die vorhergegangene Witterung —; die Kenntniß von allen diesen erklären dem Thierarzt oft, so-

wohl die Grundursache der Seuche, als die Ursachen, die sie verschlimmern.

Doch folget nicht daraus, daß die Kranken geheilet, und die Seuchen ausgelöschet werden, wenn man die Ursachen weiß, die diese Plagen erregen. Die Unmöglichkeit überwindet bisweilen den Arzt und die Natur. Wer kann dem Winde gebieten, die Ueberschwemmungen hemmen, den Wolken das Wasser nehmen, der Sonne das Feuer auslöschen?

Inzwischen ist es genug, wenn der Arzt die Nebenursachen vermindert, die das Uebel gefährlich machen.

Der Fall ist fast allzeit möglich — wenn er die Vortheile benutzt, die aus der medicinischen Naturlehre fließen —, die Verminderung der Nebenursachen, welche die Krankheit verschlimmern, nützet den Gesunden und den Kranken, besonders aber den ersten, weil sie in ihnen den Hang zur Seuche schwächen.

Die Kranken sind selten zu retten; sogar bei gelinden Seuchen sterben in den warmen Sommermonaten die meisten, die die Plage ergreift. Das Fieber wird während der grossen Hitze so heftig, daß es die Säfte vergiftet, und alsdenn die gemeinen Seuchen in Kontagionen verwandelt.

So schwer es in diesem Fall ist, den Kranken das Leben zu retten, so schwer ist es für den Arzt, die Gesunden vor der Seuche zu beschützen: denn an kranken Orten giebt es fast keine gesunden Thiere. Die meisten sind der Seuche, wegen der Beschaffenheit ihrer Säfte, ihrem körperlichen Zustande nahe — die wenigsten sind von dem Uebel entfernt.

Doch kann der Arzt die Zahl der Kranken vermindern, wenn er die Grundursache weiß, welche die Seuche entwickelt, und die Nebenursachen kennt, die das Uebel verschlimmern. Die blosse Verlängerung der Zeit — zum Uebergange der Plage — befreiet oft davon. Kann er diesen Zeitraum verlängern — so bleiben die Thiere gesund.

Die Möglichkeit diesen Zweck zu erreichen, hängt von der Kenntniß des Arztes, von dem Vertrauen des Volkes in seine Wissenschaft, von dem Verstande der Menschen, denen er Rath ertheilt, von der körperlichen Beschaffenheit der Thiere, von der Lage des Landes, von dem Vermögen der Einwohner, von vielen Nebensachen ab, die mit diesen Verbindung haben.

Sind die Mittel vorhanden, durch welche es möglich ist, die Zahl der Kranken zu vermindern, so stützet sich die Wirkung derselben auf die Anwendungsart, wie man diese Mittel gebraucht.

Da die Gebrauchsmethode die Umstände zum Führer hat — da sie nach der Constitution, der Zeit, den körperlichen Zustande der Thiere, den Ursachen der Seuche ꝛc. gewählet werden muß — da sie von der Naturlehre, von Verstande, und nicht von Laisten abhänget — so muß sie verschieden seyn: es ist folglich schwer zu bestimmen, in was die Methode bestehet, die das gesunde Vieh vor der Seuche entfernet — wenn

man die Umstände nicht kennet, gegen welche sie streiten muß.

Ich bemerke, daß ich weitläufig werde; doch finde ich, daß ich Wahrheiten sage, die mit zur Sache gehören, von der ich zu reden habe.

Ist die Hitze zu heftig — ist sie für den Ort, die Gegend, die Zeit, den Himmelsstrich — in welchem die Thiere sterben — ungewöhnlich, widernatürlich — so ist sie nicht selten die Grundursache der Seuche.

Die Nebenursachen, die alsdenn das Uebel verschlimmern — die die gesunden Thiere krank, und die Krankheit tödtlich machen, sind — die trockene Atmosphäre, der Mangel des nöthigen Wassers in der Luft — der Mangel der erfrischenden und sauren Pflanzen, welche die heißen Constitutionen unterdrücken, verderben, oder gar nicht wachsen lassen —; der Mangel des genußbaren Grases — des Futters überhaupt betrachtet.

Der Ueberfluß der gewürzten, oder aromatischen Pflanzen — die heiße und dürre Erde — vorzüglich in ebenen Gegenden, der Mangel an Schatten, an Bäumen, an Laube u. s. f.

Aus diesen und mehr Ursachen entstehen die Hinderniße — und oft die Unmöglichkeit — die gesunden Thiere von der Seuche, und die Kranken vor dem Tode zu schützen.

Daher kommt es — daß in einem und der nämlichen Zeit — in einem und dem nämlichen Orte — blos die Gattung Thiere krank wird, welcher die Wirkung der angezeigten Ursachen schadet — daß sich die Schaafe wohl befinden, wenn die Pest das Hornvieh tödtet, daß die Seuche der letzten nur in gewissen Orten, nur unter gewissen Heerden, und nicht unter allen Heerden, oder in allen Gegenden herrschet.

Das einzige Mittel, welches hier übrig bleibt, diejenigen vor der Seuche zu bewahren, die dem Uebel nicht zu nahe sind, ist —

Daß man die Thiere bei Tage in raumigen Ställen verwahret, und in der Nacht auf die Weide treibe;

Daß man die Ställe in der Hitze so lüftig, so kühl als es immer möglich ist, mache;

Daß man die Gegend, wo die Luft in die Ställe dringt — bei der größten Wärme des Tages, fleißig mit Wasser begieße;

Daß man die Thiere ein oder zweimal des Tages schwemme, mit frischen Wasser wasche, oder bade.

Daß man das gesunde Vieh in Wälder, in schattigte Gegenden treibe.

Daß man es fleißig tränke, und ihm Salz zu lecken gebe.

Daß man die Thiere mit Klee, mit Luzerne, mit allerhand Blättern und Wurzeln von Küchengewächsen so viel möglich, ernähre.

Sind

Sind feuchte neblichte Frühjahre — nasse Sommer — sumpfige Weiden, Gelegenheitsursachen der Seuchen, so müssen die gesunden Thiere auf ebene Felder, auf Anhöhen, auf bergigte Gegenden getrieben — von Teichen, von Flüssen entfernt — und wenn dazu keine Gelegenheit wäre, im Stall, mit Heu, mit Stroh, mit Steinsalz erquicket — mit trockenem Futter ernähret werden.

Auf eine ähnliche Weise muß der Landmann und der Arzt die gesunden Thiere gegen die Seuchen zu schützen suchen, die nasse dämpfige Constitutionen, nasse Weiden, kothige Ställe, sumpfige Höfe, oder Dörfer im Herbst zu Grundursachen haben.

Wenn und zu was immer für einer Zeit die Pest von diesen Ursachen entsteht — hüte sich der Arzt die berühmten Hilfsmittel zu gebrauchen, die der Welt so wenig genützet, und den Thieren so viel Schaden zugefügt haben. Z. B. vor dem Aderlassen, vor den beängstigenden Schweistreibenden und andern Ausführungsmitteln, die eine heftige Wirkung erregen.

Das

Das Schwemmen, das Waschen und Baden -- das in Seuchen, die von der Hitze entstehen, die gesunden Thiere vor der Seuche bewahret -- ist in allen diesen Fällen Gift.

Eben so üble Folgen können in gewissen Umständen die Haarseile, die Eiterbänder, das Feuer, das glühende Eisen erregen — wenn sie im unrechten Fall -- zur unrechten Zeit gebraucht werden.

Wenn immer die nasse Constitution -- entweder die Hauptursache der Seuche, oder die Nebenursache ist, welche die Krankheit verschlimmert --- sind nach der Entfernung beider (in so weit sie sich entfernen lassen) Steinsalz, dürres Futter, trockene Ställe, Reinlichkeit des Körpers, der Dörfer, der Höfe, trockene Reibungen, Decken von Wollenzeug, loderndes Feuer, Dinge, die die Luft abdämpfen, ohne sie faul zu machen, saure Aepfel -- -- — die einzigen wirkenden Mittel, die sich Seuchen und Contagionen widersetzen.

Uiber die Heilart der Kranken habe ich im siebenten Abschnitte nach meinem besten Wissen, den Plan zur Genesung entworfen, so weit meine Erfahrung reicht. Die Ursachen verändern die Sachen; die Umstände legen sie aus.

Die Mittel, welche in Seuchen, die von der Hitze entstehen, den Kranken am meisten helfen — sind das kühle Verhalten, die reine und frische Luft, das frische Wasser, das Stein- oder Küchensalz, der Salpeter, der Heutrank, die sauren Früchte und Gewächse, das Brod, die Mehlsuppen, der Trank von Eichenrinde, die Eiterbänder; die Gillwurzel, das glühende Eisen, die Reinlichkeit, die gute Wartung.

Neunter Abschnitt.

Anmerkung über das Einimpfen der Seuchen.

Das Einimpfen der Seuche hat seinen Ursprung durch das Einimpfen der Kinderblattern erhalten: es ist eine Nachahmung desselben.

Ich betrachte diese Operation keineswegs als ein Mittel das die Seuchen mildert; ich sehe es als ein blosses Probemittel an, durch welches man unterscheiden lernet, ob die Seuchen anstecken, oder nicht.

Am kranken Orte gelinget die Einimpfung nie; besonders wenn das Uibel bösartig ist.

Die durch die Kunst angesteckten Thiere — werden eben so krank, wie jene — die von selbsten in die Seuche verfallen.

Die Erfahrung hat diese Wahrheit in allen Ländern gelehret, obschon man sie bisweilen nicht ganz hat ausreden lassen.

Die Ursache, warum das Einimpfen der Seuche, an kranken Orten nicht gelinget, ist — weil die gesunden Thiere in angesteckten Gegenden keine gesunden Körper, und keine gesunden Säfte haben.

Ferner kommt noch hinzu, daß man die beste und größte Zahl — nämlich die trächtigen Kühe — nicht wohl einimpfen darf, ohne sie ums Kalb zu bringen, und zugleich in Todesgefahr zu setzen.

Die guten Folgen, die wir von der Einimpfung haben, sind theils von gesunden Orten, theils von gesunden Vieh, theils von sehr guter Impfmaterie entstanden.

Ich schreibe sie nicht der Methode, sondern der Gelindigkeit dieser Plagen zu: denn das nämliche Verfahren, die nämlichen Aerzte, haben in einer andern Zeit, in einem andern Monate, bei anderer Witterung,

an-

andere Folgen von der nämlichen Methode empfangen.

In gefährlichen und schnell tödtenden Seuchen, kann und wird dieses Mittel niemals gelinde wirken. Wir werden dadurch eben soviel Thiere verlieren, als durch die natürliche Vergiftung; und es wird eben so grausam seyn, als die natürliche Pest.

An der Jahrszeit, am Körper, dem man die Seuche giebt, und an der Gelindigkeit der Materie — vermittelst welcher man die Thiere vergiftet — ist bei dieser Unternehmung alles gelegen.

Ist die Jahrszeit nicht gesund, ist sie zu warm, zu feucht, zu naß, zu trocken, zu kalt —; sind die Thiere, die eingeimpfet werden, nicht vollkommen gesund —; ist ihr Blut wäßerig, locker, dünne —; enthält es zu wenig Leben, zu wenig rothe Theile — so sind die Folgen der Einimpfung traurig.

Die nämliche Gefahr hat man zu erwarten, wenn die Impfmaterie von unge-

sunden Vieh, von Faulfieberseuchen — von Thieren gesammelt wird, die entweder aufgelöstes Blut, mattes halbfaules Fleisch, oder sonst verdorbene Säfte haben; in allen diesen Fällen gehen die Thiere ohne alle Rettung zu Grunde, denen man von solcher übeln Materie, die Krankheit beigebracht hat.

Obschon ich von dieser Operation nicht viel glückliches erwarte, so habe ich doch allen denen, die ihre Beobachtungen bekannt gemacht haben, die größte Verbindlichkeit für die Unterweisungen, die mir ihre Schriften gegeben.

Die Herren Camper, Reinders, Tode, v. Oerzen und andere von diesem Range, verdienen, daß man sie verehre, und ihre Beobachtungen der Nachwelt anempfehle.

Zehnter Abschnitt.

Anmerkungen, über den Gebrauch der Häute von den Thieren die in der Seuche gestorben sind.

Müssen wir die Häute mit den Thieren, welche die Seuchen tödten — verscharren, oder dürfen wir Gebrauch davon machen? Dies ist schon mehr, als dreißig Jahre die Frage; vor dieser Zeit, hätte man sie gar nicht aufgeben dürfen; bis auf den heutigen Tag, ist sie nur an gewissen Orten erlaubt, obschon sie eine Sache betrift, die alle Länder angeht.

Um davon sicher zu seyn, sollte man gar nicht fragen — man sollte Versuche machen. Der Gegenstand ist es werth; er interessirt jedermann.

Diejenigen, welche der Herr Marquis von Cortivron 1745 auf seinem Gute

zu Isuntil — der Herr Vicq d'Azyr 1775 und der Herr Professor Camper 1769 in Holland mit kranken Häuten und in kranken Orten, an so genannten gesunden Thieren gemacht haben, sind nicht nur in zu kleiner Zahl, sondern auch zu unbestimmt, diese alte Frage sicher zu entscheiden.

Wenn man die Aeusserungen dieser drey Männer, von dem Erfolge ihrer Versuche liest, weiß man nicht, ob die Thiere, die sie mit kranken Häuten bedeckten, angesteckt worden sind, oder nicht.

Der erste sagt, daß die zween, welchen er die kranke Haut aufgelegt hatte, nur ganz wenig unpäßlich worden wären*; und der andere — der eben diese Versuche an acht Stücken widerholte, sagt, daß er nichts anders bemerket, als daß die Thiere Eckel vor dem Futter bekommen haben. **

Herr

* Il ne furent que peu incommodé, et sans éprouvé. symtomes ordinaires de la maladie. Countivron.

** J'ai inutilement renouvellé les cuirs sur le dos de huit vaches, à quatre reprises, sans quelles aient éprouvé d'autre Symtome que du degout pour les alimens. Vicq d' Azyr. pag. 102.

Herr Camper hat nichts anders gethan, als eine kranke Haut, neben zweenjährige Kälber gelegt, die in einer Strohhütte eingesperret waren.

Von eben diesem berühmten Manne haben wir einen Brief, den er den 11ten May 1770 an den Leibarzt des Königs von Dännemark den Herrn Staatsrath v. Berger wegen der Ansteckung geschrieben hat. Ich ziehe folgende Stelle davon aus: „ Wir „ haben mit dem Felle, mit dem Fleisch, mit „ dem Fett, mit dem Blut u. s. w. von ver„ reckten Vieh eingeimpft, manchmal haben „ wir diese Materie acht Tage nach dem „ Tode genommen. Die Ansteckung ge„ schah auch, allein leider! fast alle derge„ stalt geimpfte Kühe mußten das Leben „ lassen. “ *

Man sieht, daß die wenigen Versuche, von denen ich geredet habe, nichts von der Sache erklären, die wir eigentlich wissen wollen; wir müssen neue machen; Versuche, die bestimmt, die deutlich mit uns reden,

* Tode, Geschichte der Einimpfung. S. 8. 9.

die keine Zweifel, keine Muthmassungen hinterlassen, die uns sagen, ob wir was oder nichts zu beförchten haben. Sie müssen nicht in kleinen, sie müssen im grossen gemacht werden.

Es ist nicht genug, daß man ein paar Ochsen oder Kühe dazu bestimme — daß man sie mit einer kontagiosen Haut bedecke — daß man diese Häute den gesunden vor die Nase lege — mit Futter bestreue und darauf fressen lasse —; daß wir dem Vieh Wasser zu trinken geben, in welchen kontagiose Häute eingeweichet worden u. s. f. sondern es muß erwiesen seyn — durch die Einimpfung erwiesen seyn — daß die Thiere, von denen wir die Häute nehmen, an einer ansteckenden Seuche gestorben sind.

Diese Versuche müssen in einem ganz gesunden Orte, bei ganz gesunden Vieh von verschiedenen Alter und Geschlecht, verschiedener Leibesbeschaffenheit — auf öffentliche Landeskosten angestellt, und von keinem Irrkopfe geleitet werden.

Mit zwölf oder fünfzehn Stücken könnte man diejenigen anstellen, die ich im vorletzten Absatze nannte.

In einem andern Stall, könnte man einige Kälber, einige junge Kalben, geschnittene Ochsen, Stiere, junge und alte Kühe 48 Stunden mit kontagiosen Häuten einwickeln lassen.

Nach Verlauf dieser 48 Stunden müßten die giftigen Häute entfernt, die Thiere nach der gewöhnlichen Art verpfleget — und wenigstens 14 Tage abgewartet werden, ehe man einen Neuen Versuch anstellen dürfte.

In einem dritten Stall, könnte man einige kontagiose Häute aufhängen, und selbe so lange darinnen lassen, bis sie vollkommen ausgetrocknet wären.

In einem vierten, könnte man die Thiere oft des Tags vor und nach dem Futter, folglich mit leeren und gefüllten Mägen an frische kontagiose Häute riechen lassen.

In einem fünften könnte man das Vieh mit trockenen Häuten einimpfen und sehen, ob sie ihm in diesem Zustande die Seuche mittheilen würden.

Um gänzlich sicher zu seyn, müßten diese Versuche zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Epochen der Seuche angestellt, und etlichemal wiederholet werden. In kleinen bestimmen und entscheiden sie nichts — und zwar aus der Ursache nichts, weil unter wenig Thieren unmöglich wiele seyn können, die zur Ansteckung Anlage haben.

Diese wenigen und eben nicht theueren Versuche würden für immer die äusserst wichtige Frage mit der größten Gewißheit bestimmen, wie, und wenn die Häute anstekend sind. Es ist gar wohl möglich, daß bloß die grünen vergiften, und daß die dürren keine üble Eigenschaft behalten, wenn sie der Luft ausgesetzet worden, und gänzlich ausgetrocknet sind.

Vor dieser Zeit aber können die frischen kontagiosen Häute gesunden Thieren schaden, wenn sie nicht alsobald eingeweicht,

gegär-

gegärbet, gelohet, und auf diese Art sorgfältig verwahret werden.

Herr Vicq d'Azyr hat diesen Rath gegeben; bey der letzten Seuche in Hollstein und Dännemark wurden die kranken Häute in jedem Dorfe auf der Stelle in Gärbetonnen gebracht.

So gewiß es Wahrheit ist, daß die frischen Häute bei kontagiosen Seuchen Gift enthalten so gewiß ist es von der andern Seite wahr, daß bisher eine unzählige Menge Felle in Europa vergraben worden sind, die man hätte verarbeiten sollen, weil sie nicht giftig waren.

Unter diese zähle ich vorzüglich diejenigen, welche mit den Körpern verscharret worden sind, die nicht in ansteckenden, sondern in gemeinen Heerdekrankheiten das Leben eingebüßt haben.

Unglücklicher Weise hat man bisher zwischen diesen zween Arten Uibeln in der Vieharzeney keinen Unterschied gemacht; man hat die Seuchen unter dem blossen Namen,

unter

unter welchem sie der gemeine Landmann kennt, und nicht nach ihrer Natur, betrachtet.

In den kaiserl. königl. und in den königl. preußischen Ländern, ist seit einigen Jahren der Handel der kranken Häute erlaubt. Dieses Verfahren gereicht dem Urheber * zur Ehre; nur ist das Abziehen derselben bisher noch dem Fehler unterworfen, daß es bei ansteckenden Krankheiten sowohl als bei gemeinen Epidemien nach einerlei Grundsätzen ohne Rücksicht der Gefahr geschieht, die die ersten — nämlich die kontagiosen Häute — wenn sie nicht vorhero ausgelauget, oder einige Tage im frischen Wasser gelegen haben — bisweilen veranlassen können.

Es ist ein Widerspruch, den Handel der kranken Häute zu erlauben, und das Todtschlagen der Hunde, der Katzen und anderer Thiere, die mit der Seuche keine Verwandtschaft haben, zu befehlen. Es wä-

* Baron van Swieten.

wäre besser, wenn man anstatt diesen die Ratten, die Mäuse, besonders aber die Fliegen todtschlagen könnte: vielleicht sind die lezten gefährlicher, als man glaubt. Sie gehen von Thier zu Thiere, sie saugen das Seuchengift, und beschmieren die gesunden damit. Vielleicht impfen sie es bisweilen ein.

Wenn sich der Fall ergiebt, daß die Thiere an einer ansteckenden Krankheit sterben, die mit Ausschlägen, mit Blattern, mit Geschwüren und gründigen Flecken an der Haut — mit Pestbeulen u. s. w. erscheinen, so müssen sie uneröffnet mit der Haut vergraben werden. Eben das muß geschehen, wenn die Thiere bei lebendem Leibe zu stinken anfangen — wenn das Fächergewebe brandig, daß Fleisch aschgrau und bleyfärbig erscheint.

In dem einem und dem andern Fall, ist nicht nur die todte Haut für die gesunden Thiere, sondern auch für die Menschen die sie vom Körper lösen — berühren oder betasten, im äussersten Grade giftig. Daher sind die Unglücke entstanden, die wir in

Büchern finden, daß Abdecker und andere Leute, die ihren Körper an dergleichen Fellen beschmierten, starben, Pestbeulen, Brandblattern bekamen, oder auf andere Art unglücklich wurden.

Ich selbst kenne einen Fahnenschmied,* der nach Eröffnung eines an der Pest verstorbenen Pferdes, an seine Arme Brandblattern, und brandige Geschwüre bekam; dieses beweiset, daß man die Fälle unterscheiden, und das Abziehen der Häute weder allgemein erlauben, noch allgemein verbiethen könne.

* Es ist der dermalige Oberschmied Müllner von dem Lobkowitzischen Chevaux legers Regiment.

Eilfter Abschnitt.

Von dem Begraben der Todten.

Ein Aaß ist für die Gesundheit aller gesunden Thiere schädlich, die nicht vom Aaße leben. Sein Körper vergiftet die Luft, den Dunstkreis wo er liegt; am meisten aber schadet er der Art, zu der sein Körper gehöret.

Ein gesundes Thier ist nicht nur für sich — nämlich für seinen eigenen Körper — sondern auch für andere Körper und Thiere, die mit ihm in Gesellschaft leben, gesund: ein solches Thier ist es vorzüglich für die Gattung, die zu seinem Stamme gehöret.

Am besten befinden sich die Heerden, wenn junge uud alte Thiere — männlich und weiblich Geschlecht bei guter Wartung und Pflege, in einem räumigen lüftigen Stalle beisammen wohnen.

Der-

Dergleichen Versammlungen sind Vorschriften der Natur, die wir immer nachahmen sollten. Thiere von einerlei Geschlecht — wenn sie auch von einerlei Gattung sind — bleiben ohne Gewohnheit und Zwang selten oder niemals beisammen; ich nehme die Geschnittenen aus, obschon auch diese noch von der Natnr abhängen.

Weniger gesund ist es vielleicht, wenn wir vielerlei Gattungen in einen Stall einsperren. Z. B. Pferde, Hornvieh, Schaafe, Ziegen, u. d. gl. Ihr Hauch, ihre Ausdünstung durch die Haut, ihre Auswurfsmaterien u. s. f. sind einander so entgegen gesetzt, und dem Gefühl der Thiere so zu wider, daß alle leiden müssen, und deswegen weniger gesund seyn können.

Gesunde mit kranken Thieren versperren, ist ein viel schädlicheres Verfahren; ein Verfahren, welches in allem Betracht öffentlich der Natur widerspricht. Thiere, die innerliche Krankheiten haben, sind im ganzen Umfange krank; ihr Blut, ihre Säfte, ihr Hauch, ihr Dunst, alle ihre Auswurfsmaterien sind alsdann ungesund.

Alles

Alles was sich in diesem Zustande den Kranken nähert, erbt etwas von ihrem Uibel; besonders die Thiere, die zur Art der Kranken gehören. Der Dunstkreis erbt zu erst, vorzüglich in einem engen und eingeschlossenen Raum.

Ist dieser nicht rein, nicht lüftig — so muß er ungesund seyn. Seine Wirkung auf die thierischen Körper, wird alsdann zum Gehülfen des Uibels; er macht die gesunden krank — er bereitet ihre Körper zur Seuche, oder zu der Krankheit, welche diejenigen plagt, die den Dunstkreis vergiftet haben.

Mit der Besserung der Kranken wird der Dunstkreis gesünder, und mit ihrer gänzlichen Genesung gesund. In diesem Zustande ist für die gesunden Thiere nichts mehr zu befürchten. Der Stall und die Luft ist rein; beide sind mit den Thieren genesen, wenn ich es so nennen darf; das Spital ist kein Spital mehr, es ist ein gesunder Aufenthaltsort. Die gesunden Thiere sind also nicht nur für sich — nämlich für ihren eigenen Körper, sondern auch für die Thiere,

die mit ihnen in Wohnungen leben, gesund.

In diesem Zustande pflanzen sie ihre Gattungen fort, sie erhalten sich, ihre Jungen und uns. Ihre Milch, ihr Fleisch, ihr Fett, ernähret unsere Körper; alles was wir von ihnen geniessen, ist gesund.

Ganz anders sind diese Nahrungsgattungen von kranken Körpern beschaffen; ihr Fleisch ist weich, ihre Säfte verändert, ihre Milch und Butter mehr oder weniger verdorben — folglich mehr oder weniger ungesund. Ich weiß nicht, wie man noch fragen kann, ob das Fleisch von verstorbenen Thieren den Menschen ungesund sey — ob es ihnen schade oder nicht.

Wer seine Beschaffenheit kennt, kann unmöglich diese Frage aufgeben; wer das kranke Fleisch mit dem gesunden vergleicht, wird jede Faser krank finden. In Entzündungen ist es entzündet, weich, locker, mehr oder weniger verändert; in faulen Krankheiten ist es nach Verschiedenheit der Theile verschieden — fahl, aschfärbig, grün, schwarz, gelb,

gelb, stinkend, mit brandiger Jauche getränkt.

Die Thiere, die sich vom Aaß ernähren, beileidigt der Geruch, den frisch verstorbene Körper aushauchen, sie nähern sich ihnen erst, wenn das Aaß den Todengeruch verdämpfet, von der Luft durchdrungen, und das todte Fleisch seine Natur verändert hat. Schneidet man es in Stücke, die sie verschleppen können, so verscharren es viele auf eine gewisse Zeit, und geniessen es erst, wenn es die Eigenschaft erlangt, in welcher es ihrem Körper gedeyet.

Auf diese Art bereitet es sich der Hund, der Fuchs, der Wolf, bevor sie es verzehren.

Weil das Fleisch von den Thieren, die an der Seuche gestorben sind, diesen und anderen Raubthieren nicht schadet, so haben die Menschen geglaubt, daß es auch ihnen nicht schaden könne; allein wie weit ist nicht die menschliche Natur, von der Natur des Hundes entfernt?

Ich habe mich in die Betrachtung der gesunden, der kranken und todten Thiere eingelassen — weil diese Punkte auf die Ansteckung Beziehung haben; ich habe es deswegen gethan, weil man — wegen der letzten — die kranken weit mehr, als die verstorbenen fürchtet, und aus der Ursache die Todten entweder nur halb, und viele gar nicht begräbt. Dieser Fehler ist allgemein, deswegen ist er so groß.

In meinen Augen sind die Thiere nach dem Tode am giftigsten. So lange die Thiere noch fühlen, und der Körper belebt ist — so lange fehlt der Seuchenmaterie die Kraft, die im äusserſten Grade vergiftet; diese Kraft erlangt sie erst, wenn das Leben zernichtet ist. Das letzte setzt noch einen Grad der Gesundheit voraus, die sich und andere gegen den Tod, und gegen die Seuche vertheidiget; der Tod hingegen hasset alles was lebt.

Er ist von allen Krisen, die unvollkommneste Krise. Kein Thier stirbt, in welchem das Leben eine vollkommene Krisis macht.

Nicht

Nicht nur die Thiere, die in Seuchen und Kontagionen sterben, sondern auch alle, die in Leichen verwandelt werden, erhalten nach dem Tode eine tödtende Kraft; diese Kraft entwickelt sich früher oder später. Ich schliesse hier kein einziges — nicht einmal die gesunden davon aus, die durch das Messer umgebracht werden. Ein gewisser Grad der Faulung, in welche der Körper verfällt, scheint sie zu besitzen. Die Schlachten sind davon ein Beweis.

Ich habe keine Versuche gemacht; allein ich überzeuge mich, daß mit jeder Gattung Fleisch — welches einen gewissen Grad der Faulung erreicht hat — gesunde Thiere vergiftet werden können.

Ich überzeuge mich, dbß nicht nur das Fleisch, sondern auch die Häute, und alle übrige thierischen Theile von dem gesundesten Vieh ansteckend werden können, wenn sie schlecht getrocknet, übel verwahrt, oder durch irrgend einen andern Zufall den Grund der Faulung erhalten, welcher das Gift bereitet, von dem ich geredet habe.

Das was ich hier sage, hat meines Wissens noch Niemand gesagt. Doch sey das, wie es wolle; was immer zur Gesundheit in einem so wichtigen Fache gehört, gehört zur Aufmerksamkeit.

Wenn das letzte Wahrheit ist, so können die todten Thiere nicht früh genug, und zugleich nicht tief genug begraben werden. Aus den Ställen muß man sie entfernen, sobald sie zu leben aufhören. In der freien Luft schaden sie weniger, als auf dem warmen Miste, und in der eingesperrten Luft. Ich wünschte, daß man sich zur Wegschaffung dieser thierischen Leichen einer Art vom Troge mit Rädern, oder einer Gattung Kasten bediente, damit nichts verzerret, oder verloren werden könne.

Der Ort, wo die Thiere begraben werden, muß von Häusern, von Hauptstrassen, und den Weiden entfernet seyn, so viel es die Umstände erlauben.

Doch ist die Tiefe des Grabes das vorzüglichste, auf was die Polizey Achtung zu geben hat. Die gewöhnliche Tiefe der Gruben,

ben, ist nicht viel besser, als wenn man die Thiere gar nicht verscharret.

In Frankreich sind zehen Schuh tiefe Gräber vorgeschrieben. Diese Vorschrift ist eben nicht übertrieben; allein würden sie bei uns nur achte tief gemacht — wir könnten alsdann den Kalk, den wir mit grössern Kosten auf die Toden säen, entbehren.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Reinigung der Ställe, und der Gefäse.

Nach den genauesten Anordnungen und den besten Vorschriften, die wir von der Reinigung der Ställe haben, sollen sie.

Erstens gemistet, und der Mist zehn Schuhe tief in die Erde begraben werden; wenn dies geschehen ist, soll

Zweytens, das Pflaster aufgebrochen — die Erde einen guten halben Schuh tief abgetragen — die Raufen, und die Bretter um die Stände ꝛc. abgerissen, die Bette aus den Ställen entfernt — alles Holzwerk mit siedendem Wasser gebrühet — kräftig abgerieben — durch die Flammen eines lodernden Feuers hin und her gezogen, und alsdann über Eßigdampf eingerauchet werden.

Drittens, sollen die Mauern abgekrazt, die Tröge und die Geschirre aufs reinste gewaschen, und wenn der Stall von Holz oder von Brettern wäre, nach der eben gesagten Weise behandelt und gereiniget werden.

Viertens, soll der Dunstkreis im Stalle, und die Gifttheilchen, die sich in Spalte, oder in die Mauern verborgen haben, durch das angezündete Feuer in den verschiedenen Winkeln der Ställe (besonders an den Orten, wo die Thiere umgestanden sind) etliche Tage nach einander erneuert, und die Gifttheile verjaget werden.

Fünf-

Fünftens, soll in dieses Feuer zu wiederholten malen Schwefel, Schießpulver, Salpeter geworfen werden. *

Sechstens, soll der Dampf von Essig, Vitriolöl und Salz angewendet, und durch einige Tage wiederholet werden.

Siebentens, sollen die Ställe geweisset, die Thüren und Fenster geöffnet, und alsdann erst Pferde eingestellet werden, ehe man Ochsen oder Kühen darinnen Wohnung giebt.

Achtens, die Geschirre und das Holzwerk, welches die Kranken während der Seuche begeifert oder beschmieret haben, soll in Asche verwandelt werden.

Neuntens, diejenigen Ställe, die mit Stroh gedecket sind, soll man abdecken, und das Stroh durch die Flammen verzehren lassen. Eben so soll mit denen verfahren

* Auch wird das Feuer von aromatischen Kräutern — Rauchwerke von Harz, von Pech, von andern riechenden Sachen zu eben diesem Zwecke vorgeschrieben.

werden, die von leichtem Holz oder von Brettern zusammengesetzt worden, wenn sie zu Spitälern gedient haben.

Alles dieses ist nach den Begriffen und den Grundsätzen vorgeschrieben worden, die wir bisher von der Natur der Seuchen, der Ansteckung, und dem Gifte hatten, das diese Kranhheiten aushauchen, und den Körpern mittheilen sollen. Was das schlimmste bei diesem Verfahren ist, besteht in dem, daß die Ställe nach der gegebenen Vorschrift gereiniget werden sollen, wenn auch nur ein einziges Thier darinnen ums Leben gekommen wäre.

Wer von dieser Materie mehr wissen will, der lese l'Exposé des Moyens curatifs et preservatifs par Mr. Vicq d'Azyr edition de Paris 1776. depuis pag. 550 — 560. und andere gute Schriftsteller die von Seuchen gehandelt haben.

Anmerkungen über die Reinigung der Ställe.

Wenn die Ursache nicht mehr wirket, die eigentlich die Seuche erregt — sind die Ställe rein; das Gift steckt selten in den Ställen, es steckt im Körper der Thiere. Könnte jemand den festen und den flüssigen Theilen die Gesundheit geben, die sie im natürlichen Stande haben, so würde sich das Vieh auch in verseuchten Ställen eben nicht übel befinden, wenn sie anders räumig, hell und lüftig wären. Es würde alsdenn denjenigen gleichen, die die Krankheit überstanden haben.

Allein wenn die Körper zu sehr verdorben, und die Säfte zuviel abgeartet sind, so können die Thiere ihre vorige Gesundheit durch kein ander Mittel, als durch die Zufälle die sie begleiten, und durch eine vollkommene Krisis erlangen.

In Seuchen, die nicht ansteckend sind, ist die vorgeschriebene Reinigung der Ställe nicht nur eine überflüssige, sondern eine lächerliche Sache —; eine Anordnung, die

dem

dem thierärztlichen Verstande Schande macht. Ich sage die vorgeschriebene Reinigung, von der andern rede ich nicht. Es versteht sich von selbst, daß die Ställe, als Ställe betrachtet, immer rein seyn müssen, wenn sie gesund seyn sollen.

Auch die Kontagionen vergiften die Ställe weit weniger, als man es glaubt. Die Mauern, die Bretter, das Holzwerk um die Thiere — selbst die Geschirre, aus welchen den Kranken, der Trunk und die Nahrung gereicht wird, sind mehr verdächtig, als giftig; sollten sie auch giftig seyn, so vergiften sie nicht so leicht.

Die Materie, mit der sie von der Reife des Giftes, und nach der Krisis besudelt werden können, hat keine ansteckende Kraft; wenn sie die letzte erhält, so lehren die Versuche des Herrn Campers, daß das Seuchengift nicht vergiftet, wenn es die Thiere verschlingen.

Mit der feuchten Streu, dem Miste und der nassen Erde — verhält sich die Sache anders; besonders an dem Orte, wo

die

die Kranken gelegen, oder gestorben sind. Diese können die gesunden Thiere vergiften, wenn jemand so unbedachtsam wäre, sie an dergleichen Oerter zu stellen, ohne den Platz zu säubern. An solchen Oertern sage ich, wäre es möglich, daß das gesunde Vieh angestecket würde, weil das feuchte Gift, auf dem sie alsdenn stehen und liegen, durch die Einsaugungsgefäse in den Körper dringet, und gleichsam eingeäugelt wird. Allein auch dieses wäre eine Hypothese, wenn die Versuche des Herrn Marquis v. Courtivron, die er mit der kranken Haut angestellet hat, keine Hypothese sind.

Uiberhaupt werden die Thiere von den Ställen öfter, als die Ställe von den Thieren angestecket; dieß ist nicht nur im kranken, sondern auch im gesunden Stande wahr. Unter hunderten hat kaum einer einen gesunden Bau.

Die Ursache warum sie vergiften, liegt bald in der übeln Lage, bald in dem wenigen Raume, bald in den niedrigen Decken derselben.

Den

Den meisten fehlt es an Licht, * an Luft, an Raum. In den meisten sind zu viel Thiere, alle sind nach der Anzahl ihrer Bewohner zu eng, zu warm, zu schmutzig; keiner von diesen Gattungen Ställen hat weit und genugsame Fenster; keiner genugsame Luft.

Deswegen sind die meisten für die Thiere so ungesund; deswegen verbreiten sie die Seuchen so leicht; deswegen werden die Thiere weit öfter von den Ställen, als die Ställe von den Thieren angesteckt — besonders bei übeln Constitutionen.

Uiberhaupt sind wir in Deutschland noch nicht so mit dem gesunden Stallbau bekannt, wie wir es seyn sollten. Ich rede überhaupt, weil eine Schwalbe keinen Sommer, und zwey keine Heerde ausmachen. Das Fleisch, die

* Den wohlthätigen Einfluß, welchen die Pflanzen von der Sonne und dem Licht empfangen, und bei Tage für Menschen und Thiere im Dunstkreise verbreiten, hat der berühmte Herr Ingen-Housz vor kurzem entdeckt. Die schädlichen Eigenschaften, welche die Gewächse in der Nacht, und in schattigten Orten hauchen, hat eben dieser grosse Naturforscher durch vortrefliche Versuche bewiesen.

die Milch, die Butter würden besser und gesünder seyn, wenn wir bessere Stallungen baueren.

Glücklich sind wir, daß wir das Schlachtvieh aus einem Lande bekommen, wo die Thiere in der freien Luft ernährt, erzogen, und gemästet werden. Wie können Thiere einen gesunden Körper haben, die beinahe ihr ganzes Leben in einem faulen Dunstkreise athmen?

Das beste Reinigungsmittel, was ich für gesunde und kranke Ställe kenne, sind — nebst der Lage gegen den Aufgang der Sonne — der englischen oder holländischen Reinlichkeit — dem erfoderlichen Raum — der Helle und dem Lichte — die Dämpfenge, die in Gestalt eines Schorsteins durch die Decken und Dächer dringen.

Mit diesen, mit guten Weiden, mit guter Nahrung und Pflege, mit wenigerm und besserm Vieh — liessen sich die Seuchen vermindern. Was läßt sich durch die Kunst erhalten, wenn man sich im Verhalten von

der Natur entfernt? Ist denn die wahre Kunst was anders als Natur?

Das Aufhängen der Zwiebeln, des Knoblauchs, der aromatischen Kräuter — das Räuchern mit Federn, mit Horn, mit Schuhsohlen, mit Teufelsdreck —; das Abdämpfen des Essigs und Vitriolöls —; das Verpuffen des Schießpulvers und des Salpeters — haben nie die Seuche verhindert — nie die Ställe gereiniget. Ich müßte sie Blendwerke nennen, wenn sie aus einer andern Quelle, als aus der Quelle der guten Gesinnung flößen.

Wie viel müßte man nicht von allen diesen Sachen verbrennen, ehe man einen Stall, den auch nur eine einzige Kuh bewohnt, austrocknen, versäuern, oder aromatisch machen wollte? Man muß nicht auf den Dunstkreis allein — nicht auf den Geruch des Rauches — sondern auch auf die Lage des Stalles, auf die Nässe des Bodens, auf welchem die Thiere stehen — auf alles sein Augenmerk richten.

Weit lieber wollte ich rathen den Essig auf die Erde zu schütten, als ihn verrauchen zu lassen; er würde viel kräftiger wirken, wenn er anders eine Wirkung wider die Seuchen in übel angelegten Stallungen hat.

Selbst von den brennenden Feuern in Ställen kann niemand was gutes erwarten; sie verschlimmern eher die Luft, als sie sie gesünder machen. Wer in einem faulen, oder stinkendem Orte den Gestank vermehren will, der darf nur Feuer darein machen, so wird er ihn gewiß vermehren.

Die besten Reinigungsmittel für einen angesteckten Stall, sind Wasser und freye Luft. Die letzte trocknet die nasse Erde — und das erste befreyet die Tröge, das Holzwerk, die Gefässe, die die Kranken beschmieret haben — von ihrem giftigen Schlamme, wenn man es mit Menschenhänden, oder mit mechanischen Reibungen anwendet.

Wer also kontagiose Ställe reinigen will, der öffne Thieren und Fenster, so weit er sie öffnen kann, und lasse alles waschen, was die kontagiosen Thiere beschmieret, oder verunreiniget haben.

Dreizehnter Abschnitt.

Von der Anschaffung des neuen Viehes.

Bisher haben die Gesetze, die Anschaffung des neuen Viehes, auf gewisse Zeiten fest gesetzt, wenn der Einkauf geschehen darf.

In einigen Ländern haben sie sechs Wochen, in andern drei Monate, die spätern ein halb Jahr, und die spätesten ein ganzes Jahr nach Verlauf der Seuche dazu feste gesetzt.

Diese Verschiedenheit in Ansehung der Bestimmung der längern oder kürzern Zeit, kommt von den Begriffen her, welche sich die verschiedenen Völker von dem Aufenthalt des Giftes in Ställen und von seiner Schärfe machten.

Wenn wir diese Begriffe gegen ächte Beobachtungen halten, so sagt uns die Erfahrung, daß die Dauer des Seuchengiftes

nicht

nicht von Wochen, sondern von der Zeit abhänge, wenn die Seuche vergangen ist; ist diese einmal vorüber, so hat man nichts mehr fürchten.

Allein wann ist sie vorüber —? Wenn sich die Konstitution verändert, wann die Winde eine andere Richtung nehmen; wann die Jahrszeit — die Witterung gesünder wird, und eine neue Periode anfängt — ist meine Antwort darauf.

Die Zeichen, die diese Umstände erläutern — erklärt, die Seuche selbst, wenn man ihren Ausgang betrachtet.

In dieser Epoche des Uebels findet man wenig kranke Thiere; der Zuwachs der letzten nimmt ab; die gesunden bleiben gesund — die kranken werden besser — die gefährlichen entkommen dem Tode; die Seuchen sind gelinder, sanfter, minder gefährlich als vorher.

So bald sich dieser Zeitpunkt nähert, können die Einwohner Vieh einkaufen und den Verlust ersetzen, den sie erlitten haben.

Das schwerste kranke Vieh — wird in der Zeit, von der ich hier rede — nie ein Dorf anstecken, wenn sich die Constitution, die Zeit, seiner Krankheit widersetzen.

Aufs höchste würden dadurch einige Stücke ergriffen —; aufs meiste zwey oder drei Ställe im Ort, wenn man die Probe machte: alsdenn hört das Uibel auf: es findet keine Neigung im Körper sich zu entwickeln.

Die Seuche verlieret den Weg; sie wird von einem Tage zum andern schwächer. —

Der kranke Ochs oder Kuh — welcher ein gesundes vergiftet, verliert bisweilen das Leben, das vergiftete hingegen erhält — nach einer schweren Plage seine Gesundheit wieder, die ihm das vorige verletzte.

Auf diese Art bricht sich die Seuche von einem kranken zum andern —; so höret sie endlich auf, wenn sie keine Nahrung mehr findet.

Gemeiniglich geschieht dieses um die Zeit der Gleichtage, besonders gegen den Winter solstiz, wo die Jahreszeit den Körper, die Säfte, das Blut — ihren eigenen Stimulum verändert.

Die Augen, die Zunge, die innere Nasenhaut, die innere Haut in der Schaam, im Afterdarm — haben bei dem gesunden Vieh eine lebhafte Farbe; das Fleisch der geschlachteten ist körnigter, fester, röther; die zuerst genannten Theile, haben ihre Todtenfarbe, das Blut seine Wässerigkeit, und das Fleisch seine Blässe verloren.

Bevor man diese Kennzeichen sieht, ist es gefährlich Vieh anzukaufen — wenn auch die Seuche still zu stehen schiene, oder einen wirklichen Stillstand machte — dieses geschieht bisweilen; eben deswegen ist es nöthig, daß sich die Landleute um die angegebenen Kennzeichen bekümmern, die, so viel ich weiß, bisher nirgend, als hier beschrieben sind.

Die Oerter, aus welchen man die Thiere wählet, verdienen Aufmerksamkeit. Die-

jenigen, welchen die Seuche das Vieh geraubet hat, müssen sie genau betrachten, wenn sie sich neues anschaffen. Die Lage der Gegend, der Weiden, die Gewächse, die sie erzeugen — die Natur des Futters, das Verhalten u. s. f. müssen sorgfältig erwogen werden.

Ist das neue Vieh die Berg- oder Waldweide gewohnt — ist es auf dem flachen Lande, oder auf Anhöhen ꝛc. erzogen worden — so geht es zu Grunde, wenn man es in Teichweiden, in sumpfige oder niedrige Gegenden bringt.

Abhand-

Abhandlung
über das
Umbringen der Thiere
bey
Seuchen.

Nunquam ſatis cavemus, dum cavemus, *Rammazzini.*

Vorerinnerung.

Nicht Widerspruchsgeist, sondern wahre Uiberzeugung ist es, daß ich das Umbringen, der Thiere in Seuchen verwerfe — daß ich das Beil, die Keule, das Messer — das blosse Vertrauen auf das eine, oder das andere von diesen Mitteln, als Uebel betrachte, die nachtheilig für das Land, nachtheilig für den Staat — nachtheilig für das allgemeine Beste — die im Ganzen betrachtet, viel grösser und gefährlicher sind, als die gefährlichsten Seuchen seyn können.

Wenn man mir eingestehet, daß die letzten entweder von natürlichen Ursachen, oder von Fehlern im Verhalten entstehen — daß Ueberschwemmungen, Kriege, Fehljahre darzu Gelegenheit geben — daß sie Hitze, Dürre, Näße entwickeln — daß sie ungesundes Futter, unreine Luft, Mangel an Nahrung, an Wartung und Pflege, erregen — daß die Unreinlichkeit der Ställe,

der Höfe, der Dörfer dazu Anlaß geben — daß sie tausend andere eben so natürliche Ursachen ausbrüten können, so wird man auch eingestehen, daß das Todschlagen die Seuchen nicht hemmen; daß die Keule ihre Verbreitung nicht hindern, ihren Fortgang nicht aufhalten könne.

Würde ein Thierarzt nicht alle Thiere ermorden, die er immer todschlagen ließ, wenn eine von diesen Ursachen Schuld an dem Ausbruch der Seuche wäre? Würde er nicht Schuld an dem Schaden seyn, den die Mordkeulen verursachen müßten, wenn die Seuche keine Kontagion, keine ansteckende Plage, sondern eine gemeine Epidemie, eine gemeine Heerdekrankheit wäre? Haben diejenigen, die das Umbringen empfehlen — die Ursachen, von denen ich hier rede — erwogen? Haben sie alles genau durchgedacht, die Umstände zergliedert, die Fälle auseinander gesetzt, die Natur zu Rathe gezogen, die jungen Thierärzte gründlich unterwiesen, ehe sie ihnen dieses tödtende Specificum gaben? Werden sie nicht bei der ersten — bei allen Gelegenheiten —, dieses grausame Mittel für das wirksamste halten, den Fortgang der

Seu-

Seuchen zu hemmen? Wird die Welt nicht mit Schaden erfahren müssen, daß ihre Grundsätze falsch, daß die Aerzte und Lehrer im grösten Irrthum waren?

Ueber alles dieses habe ich meine Meinung gesagt; über die Ansteckung habe ich mich weitläufig, und so viel ich glaube, deutlich erkläret. Ich weiß, daß sich meine Meinung von der herrschenden unterscheidet — daß man das Seuchengift herumschweifen — herumtragen läßt, wie man es für gut befindet; ich weiß es, daß ein hungarischer Ochs die grosse Seuche, die im Jahr 1711. in Italien zu wüten anfieng (und nachdem so viele Reiche durchzog) dahin gebracht haben solle — daß man die nachfolgenden Seuchen von ähnlichen Ursachen herleitet — daß man bis auf den heutigen Tag noch glaubt, dieses oder jenes Thier habe sie von da, dorthin — in dieses oder jenes Dorf, in diese oder jene Heerde vertragen — ich weiß aber auch, daß alles dieses Muthmaßungen, ererbte Meinungen, ungeprüfte Sätze sind, die anfänglich der gemeine Landmann glaubte, und die man ihm nachgeglaubet hat.

Wer wollte es übernehmen einen an der Seuche kranken Ochsen aus Hungarn nach Italien zu transportiren? Wer könnte ihn dahin treiben, führen, auf was immer für eine Art er wolle? War die Viehseuche damals in Hungarn? Nein; so viel ich mich aus der Geschichte erinnere, so kam sie erst nachdem hin.

Ich nehme an, daß dieser weltberühmte Ochs unterweges in die Seuche verfiel — gut; allein wo, wann? Konnte er weiter getrieben werden, da ihn ein Uebel plagte, das nach Lancisius und Ramazzini die Thiere so geschwinde tödtete? Brachte er deswegen die Seuche aus Hungarn? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß ihm die Veränderung des Futters, des Wassers, der Luft — die Hitze, die Witterung, die Reise diese tödtliche Krankheit gab? Es ist Zeit, daß wir diesem Irthum entsagen — daß ich zu fragen aufhöre, und aus der Vorrede in keine Nachrede verfalle.

Zweites Kapitel.

Erster Abschnitt

Frage — „ob das Tödten des Viehes „bey Seuchen das einzige Hilfsmittel „sey, die Verbreitung dieser Krankheiten zu hemmen?

Die Schiedesrichter — im Fache der Viehseuchensache — beantworten die Frage mit Ja. Die größten Aerzte Europens haben es ausgesprochen. Durch ihre Stimme schritten unsere Nachbarn zur That — und machen uns Vorwürfe — daß wir ihrem Beispiele nicht folgen.

Die Erfindung dieses Mittels ist beinahe siebenzig Jahre bekannt. Es wurde gegen

gen die Seuche vorgeschlagen, die in Italien 1711. ausbrach, und bei einer Rathsversammlung erwogen, die auf Befehl des damaligen Pabstes aus Kardinälen, Gelehrten, und seinem Leibarzte — dem berühmten Lancisius — zusammengesetzt ward. Dieser und Gazola haben dieses Mittel zuerst bekannt gemacht.

Im Jahre 1714. wendeten es die Engländer an.

In Frankreich loben es die Herrn le Clerc, Duffot, de Larsé, Vicq d'Azyr und der berühmte Veterinaire Bourgelat.

Nach dem Beifall dieser, und vieler andern berühmten Aerzte, wurde das Tödten der Thiere in Frankreich 1774. durch eine Verordnun vom königl. Staatsrath befohlen, und 1776. eingeführt.

In Holland empfehlen es die Herrn v. Monchy und Vink. In der Schweiz der grosse Halle. In den österreichischen Niederlanden wurde das Umbringen der Thiere 1769. eingeführt. Den 27ten Jänner 1778.

krönte

krönte die königl. französische gelehrte Gesellschaft der Aerzte die Abhandlung des Herrn v. Berg, in welcher der Verfasser die Keule als das einzige Mittel empfiehlt, das der Seuche widerstehen kann.

Frage man diese Männer, was das Tödten der Thiere nütze, so antworten sie:

Daß es die Ansteckung — die Verbreitung — den Fortgang der Seuchen hemme.

Daß es beim Ausbruche derselben, die Ursache dieser Plagen ausrotte.

Daß das Tödten der kranken oder der gesunden Thiere, die um sie gewesen sind, das einzige Hilfsmittel sey — diesen doppelten Zweck zu erreichen;

Daß durch den frühen Gebrauch der Keule oder des Messers das Seuchengift vermindert, oder nach und nach ausgelöschet werden könne.

Dieß ist die Sprache der Aerzte, die das Tödten der Thiere als ein Vorbauungs-

mittel

mittel gegen die Seuchen verordnet haben. Im Fache, von dem ich hier rede, ist sie dermalen die allgemeine Sprache.

Die Grundsätze, die sie enthält, sind aus den Begriffen entstanden, nach welchen die Welt bisher die Verbreitung dieser Plagen — das Verschleppen des Giftes — die Ansteckungsart erklärte.

Sie betrachtet die Seuchen als Uibel, die von einem Orte zum andern, von Heerde zu Herde gebracht werden; als Krankheiten, die sich verbergen, als Plagen, die mit Menschen, mit Thieren, mit Waaren — die Länder durchreisen: als Gifte, die alles vergiften; die sich an alles kleben — die alle Körper durchdringen.

Man glaubt bis auf diese Minute, daß sich die Seuchenmaterie beständig in der Natur aufhalte — daß von ihrem ersten Saamen, noch Gift, noch Saame übrig sey.

Die Beschreibung, die wir von den Zügen dieser Krankheiten lesen, zeigen es an: die Bücher beweisen es, die Verfasser

sagen

sagen uns, was sie für Reiche durchwandert — mit was für Waaren sie in die Länder gekommen, und was für Thiere sie dahin brachten.

Nach diesen Grundsätzen sind seit Jahrhunderten die Gegenmittel gewählt — die Anstalten wider die Seuchen eingerichtet worden. Aus ihnen stammen die Kordonen, die Wachen, die Einschränkungen der angesteckten Oerter. Aus ihnen das Todtschlagen der Hunde, der Katzen, der Raubthiere u. s. w.

Nach eben diesen Grundsätzen hat man den Handel der Wolle, der Rauchwaaren rc. gesperrt — die Ställe, die Gefäse zernichtet, das Futter verbrannt — die Menschen und ihre Kleider für äußerst giftig gehalten. Aus diesen Grundsätzen zusammen sind endlich die tausenderlei Vorbauungsmittel, die Präservativarzneyen, und zuletzt die Keule entstanden.

Jeder, der über die Viehseuchen gedacht, geredt, oder geschrieben hat, hat diese Hauptanstalten mit neuen Zusätzen bereichert; keiner verkürzet.

So viel ich weiß, hat die Welt (die Einimpfung ausgenommen) noch wenig Versuche gemacht, was ansteckt oder nicht; es ist folglich ungewiß, was wir für gewiß annehmen — es ist vielleicht gänzlich falsch, was wir von der Verbreitung der Seuchen mit diesen oder jenen Körpern, durch diese oder jene Waare für zuverlässig halten. Dem ohngeachtet reden die Bücher von der Vergiftung der Thiere so dreiste, daß man glauben sollte, alles vergifte sie. *

Diejenigen die eingeimpfet haben, wissen wie schwer es ist, das Seuchengift wirkend zu erhalten; die geringste Luft zernichtet es; selbst in den Körpern der Kranken nutzt sich diese Materie ab. Die stärkste Seuchenjauche hat, nach den Versuchen des berühmten Professor Campers das gesunde Vieh nicht vergiftet, wenn er es sie mit Wasser trinken ließ.

Die

* L'Auteur de l'instruction de l'Ecole Royale Veterinaire de Paris sur la maladie contagieuse, a comparé ce venin, à un feu, dont une seule étincelle pourroit suffire à l'embrasement de l'Europe entiere. Voyez journal de Paris (de Janvier 1771) sur l'Agriculture, le commerce &c.

Die Versuche dieses erfahrnen Mannes verdienten wiederholet zu werden: bestättigte sie die Erfahrung, so wäre die Meinung falsch, daß die Weiden so gefährlich sind.

Daß das Seuchengift nach der Krisis nicht mehr ansteckend sey, soll dieser Schriftsteller mit seinen eigenen Worten sagen „ „ Nimmt man die Materie alsdenn erst (aus „ der Nase der Kranken) wenn die Seuche „ schon einer Krisis nahe, oder das Vieh „ in der Besserung ist, so steckt sie nicht mehr „ an.

So bald die Materie in diesem Zustande ist, höret die Mittheilung des Uibels zwischen den Kranken und den Gesunden auf. Ich freue mich diese Anmerkung zu machen. Sie zeiget auf neue Versuche, die längst gemacht seyn sollten. Sie wirft die Frage auf, wie lange die kranken Thiere eigentlich krank seyn müssen, ehe sie die gesunden vergiften können; sie zeiget, daß die Ansteckung unmöglich in den ersten Stunden — vielleicht nicht einmal in den ersten Tagen der Krankheit geschiehet; daß das Gift Zeit haben müsse, ehe es seine Reife im kranken Körper erhalte.

Alles, was die Menschen bisher von dem Verschleppen der Seuchen — von der Vergiftung der Kleider, des Futters ꝛc. glaubten, ist nichts weniger, als richtig bewiesen. Auch in dieser Materie fehlen uns Versuche; Versuche, die sich auf nützliche Dinge — auf alles, was verdächtig seyn kann, und nicht auf Subtilitäten gründeten.

Sie müßen von der Seuche Siz entfernt, in vollkommen gesunden Gegenden, bei ganz gesunden Thieren von verschiedenem Alter und Geschlecht, von verschiedener Leibesstärke, in verschiedenen Jahrszeiten, in verschiedenen Gegenden, die mit den kranken Oertern ähnliche und unähnliche Lagen hätten, angestellt werden. Man müßte

Erstens, vier und zwanzig vollkommen gesunden Ochsen und Kühen kein ander Futter reichen, als solches, das an kranken Oertern gewachsen, und über den ausgestorbenen Ställen verwahret worden wäre. Eben so vielen vollkommen gesunden Thieren, könnte man

Zweitens Wärter geben, die wenigstens vierzehn Tage um krankes Vieh gewesen —

die

die den umgestandenen die Häute abgezogen — die in kranken Ställen geschlafen, und ihre Kleider (die Wäsche ausgenommen) niemals gewechselt hätten. Eben so vielen Stücken könnte man

Drittens, ihr Futter aus Geschirren reichen, aus welchen Kranke ernähret worden, und welche unrein geblieben wären — und wohl gar wie bei dem ersten Versuche, verdächtiges Futter genießen lassen.

Viertens, könnte man vier und zwanzig Stücken Decken auflegen, welche die kranken und umgestandenen Thiere getragen, sie mit eben den Striegeln putzen, mit eben den Fetzen abwischen, mit welchen man jene gereiniget hat.

Fünftens, könnte man dreißig oder vierzig vollkommen gesunden Stücken von verschiedenem Alter und Geschlecht, täglich einige Tropfen Seuchengift in lauer Milch oder in frischem Wasser reichen, und auf diese Art das kamperische Experiment wiederholen.

Sechstens, könnte man zwölf, oder funfzehn vollkommen gesunden Stücken, Dung von kranken Thieren in ihre Ställe streuen, und sie darauf stehen lassen.

Siebentens: könnte man zehn bis zwölf Stücken in einem vollkommen gesunden Orte, und vollkommen gesunde Thiere, mit frischen Häuten bedecken, die man gleich nach dem Tode von angesteckten abgezogen, und das cortivronische Experiment wiederholen. Diese müßten die Thiere so lange tragen, bis sie vollkommen trocken wären. Einigen könnte man die haarigte Seite der Häute, andern die fleischigte auflegen. Auch müßten die Häute ven Kühen gewählet seyn, die in verschiedenen Tagen der Krankheit gestorben wären.

Achtens, könnte man in einem gesunden Orte und Stalle, einige kranke Häute aufhängen, und sehen, ob diese das Vieh ansteckten oder nicht. Diesen Versuch könnte man theils mit frischen, theils mit trockenen Fellen anstellen: von den letztern Riemen schneiden, und sie gesunden Thieren statt eines Haarseils ins Fächergewebe ziehen.

Man

Man sieht leicht ein, auf wie vielerley Art sich diese Versuche vermehren und abändern ließen; und Niemand wird an ihrem Nutzen zweifeln, wenn man sie mit ärztlicher Klugheit anstellte. Ohne dieselben läßt sich nichts gewisses bestimmen; ich schlage daher in diesem Stücke keine neuen Gesetze, sondern blos Versuche vor, die es bestimmen können.

Zweiter Abschnitt.

Beobachtungen nach meiner Erfahrung, wie die Natur die Thiere ansteckt, wenn sie die Seuchen entwickelt.

Wenn sich die Seuchen auf keine andere Art verbreiteten, und die Thiere ansteckten, als man es bisher geglaubet, so würden sie wenige tödten — sie würden der Welt gewiß sehr selten Schaden zufügen.

Die Anstalten, die man dagegen gemacht; die Kordonen, die Wachen, die Absonderung

der Kranken von den Gesunden, die Einschränkungen des ersten Hauses oder Dorfes — würden die Verbreitung hemmen; allein alles dieses hält sie nicht auf, nichts hindert ihren Gang, so lange der Stimulus wirket, der dazu Anlaß giebt.

Ehe dieser vergeht, dauert das Uibel fort; sollte man auch das erste Thier, das in die Seuche verfällt, im ersten Anfall derselben, mit allem was es berührt, oder was ihm nahe gewesen, tief in die Erde begraben, so bleibt doch die Krankheit im Orte, und breitet sich weiter aus.

Wenn die Natur die Seuchen entwickelt, beobachten wir folgende Erscheinungen. Die Krankheit entstehet matt. Man hört von einem kranken Thier bei dem Nachbar — in diesem oder jenem Hause, ohne sich zu bekümmern, in was seine Kranheit bestehe, und ohne daran zu denken, ob es an der Seuche leide.

Zwölf — vierzehn Tage darnach — oft auch noch später, ist in einem andern Hause, von einem andern Thiere die Rede, welches

ches dem Vernehm n nach das nämliche Uibel quälet.

Von diesem wird mehr geredt; allein man glaubt deswegen noch nicht, daß eine Seuche entstehen werde; besonders wenn sich das erste von seiner Krankheit erholet, oder wirklich schon besser wird.

Dieß geschieht gemeiniglich — besonders in den Seuchen, die sich im Frühjahr entwickeln. Der Umstand ist merkenswerth; ich habe ihn oft erfahren, wenn ich den Lauf dieser Plagen erforschte, oder mich bei den Einwohnern erkundigte; wo das Uibel angefangen hat.

Die Ursache, warum die ersten Kranken meistens von der Seuche genesen, glaube ich zu wissen. Die Seuche ist anfänglich schwach; ich rede von Frühjahrseuchen — oder wenigstens von den Arten, die langsam schlimmer werden. Das Seuchengift wirkt gemeiniglich in dieser Jahrszeit gelinde; der Körper hat noch Vermögen, das Leben noch Kräfte. Die Nebenursachen, die im Sommer die Zu-

fälle verschlimmern, sind im Frühjahre noch nicht stark; die Hitze ist noch nicht heftig — das Fieber steigt nicht so schnell.

Mit diesem kleinen Ursprunge fangen die meisten Frühjahrsseuchen an, und nehmen langsam zu, bis sie nach und nach, in viele Ställe eindringen.

Die Zeit ist nicht zu bestimmen, in welcher sie ihre Stärke erhalten; sie hängt von der Witterung, der Constitution, den kränklichen Umständen der Zeit, und den Nebenumständen ab. So viel ich bisher bemerke, werden die Frühjahrsseuchen schlimmer, wie die Tage zunehmen; ob ich gleich nicht behaupte, daß das Wachsen der Tage die Seuche schlimmer mache.

Die Herbst- und Sommerseuchen fangen heftiger an, und nehmen geschwinder zu. Oft bringen sie im ersten Stall — wo sie zum Ausbruche kommen — verschiedene Thiere um; oft tödten sie alle darinnen; besonders die ersten, nämlich die Herbstseuchen.

Doch

Doch habe ich von keiner dieser Plagen bemerkt, daß sie von Hause zu Hause, oder von Thier zu Thiere giengen. Bald ergreift die Seuche ein Stück mitten im Stall — bald in dieser oder jener Ecke ein anderes. Selten, und zwar äußerst selten stecken die Kranken ihre nähesten Nachbarn an. Viele bleiben so gar gesund, um welche die Nebenthiere an beiden Seiten durch die Seuche das Leben einbüssen.

Wie dieß in Ställen geschieht, so geschieht es auch in Dörfern, und in den Gegenden, wo sich die Krankheit entwickelt. Bald tödtet sie in der Mitte, bald am Ende derselben. So schweifet sie beständig um.

Dieß ist die Sprache der Natur, in Ansehung der Verbreitung der Seuche; man sieht wie sehr sie sich sowohl von dem allgemeinen Rufe, als der Sprache der Kunst unterscheidet.

Wenn die letzte Wahrheiten redete, so müßten die Seuchen aufhören, so bald man die sogenannten gesunden Thiere von den kranken entfernte; aber auch diese Vorsorge —

ge — obschon ich sie unter die guten Anstalten zähle — löscht die Seuchen nicht aus.

Die Erfahrung bestättiget es, und wird es in Zukunft bestättigen, daß man die von den Kranken entfernten Thiere, am kranken Orte, nicht von der Seuche entfernet.

Immer werden die meisten davon die Plage ausstehen müssen, oder zu Grunde gehen, wenn man sie auch früh von Kranken entfernt, unangesteckte Wärter zur Bedienung; reine und unangesteckte Ställe zu ihrer Wohnung anweiset.

Für wen diese Wahrheit nichts überzeugendes hat, den bitte ich Versuche zu machen, so oft er Gelegenheit findet; die Erfahrung wird ihn überweisen, daß die Sprache, die ich hier rede, auf Erfahrung gegründet ist.

Woher kommt es denn, daß die Thiere, die man für gesund ausgiebt, doch in die Seuche verfallen, nachdem sie von den Kranken geschieden, in gesunde Ställe gebracht, und reine Wärter erhalten haben? Von dem,

daß

daß es in den Orten, wo die Ursache der Seuche wohnet, wenig Thiere giebt, die diesen Namen verdienen. Die meisten haben kranke Körper, verändertes Fleisch, abgeartete Säfte, verdorbenes Blut.

In diesem Zustande verfallen die einen früh, die andern später in die Seuche, ohne daß ihnen das Gift durch angesteckte Ställe, durch angesteckte Thiere, durch Wärter, Kleider, Geräthe mitgetheilet werden darf.

Die Säfte erzeugen es selbst. Der Körper bereitet es. Die Anlage zur Erzeugung des Giftes liegt in der innerlichen Stimmung des Körpers; sie gleichet einem unreinen angesteckten Gefäße, daß die Säfte, die man darein füllt, säuert, verändert, verdirbt.

Die Materie zu diesem Gifte brüten die Ursachen aus, die Anlaß zur Seuche geben. Die Zeit, das Verhalten der Thiere, die Nahrung — geben den Ursachen der Seuchen die Kraft zu dieser giftigen Brut.

Die Zeit wird eher krank, ehe die Thiere krank werden; durch sie werden gewisse

Oerter,

Oerter, gewisse Gegenden, gewisse Thiere, welchen ihre kränklichen Eindrücke schaden, zur Aufnahme der Seuche vorbereitet — zur Krankheit geschickt gemacht, und durch sie die Wohnungen der Thiere mehr oder weniger vergiftet — die Gegenden angesteckt, in welchen sie ihre Brut angeleget hat.

Ich sagte im Anfange dieses Abschnitts, daß die Seuchen langsam entstünden; besonders die Frühjahrseuchen. Eben so hören sie auf. In diesen beiden Epochen des Uibels wird — nach dem Verhältniß der kleinen Menge der Kranken — eine größere Zahl gesund, als in der Zwischenzeit. Diese letzte ist es, wo die meisten das Leben einbüssen.

In der Entwickelung des Uibels wirken die Ursachen schwach; am Ende sind sie müde. In der Mitte hingegen, wirket das Gift, die Nebenursachen, folglich die Seuche selbst, in ihrer ganzen Stärke. Die Körper sind alsdann zur Aufnahme der Krankheit geschickt — die festen und flüssigen Theile vollkommen zubereitet.

In dem, was ich hier sage, sind die vorzüglichsten Ursache enthalten, warum sich viele Seuchen anfänglich so mühsam entwickeln — warum so viele Kranke genesen — die Krankheit gelinder sey.

Am Ende des Uibels betrachte ich die Besserung der Kranken, als eine Folge der veränderten Constitution; die **kranke Zeit** erholet sich nach und nach — die Natur benimmt ihr die Stimmung zur Seuche, wenn ich es so nennen darf.

So bald der Thierarzt sieht, daß mehr Thiere besser werden, so bald wird er bemerken, daß wenigere in die Seuche verfallen. Er kann alsdenn muthig vorsagen, daß das Uibel bald nachlassen werde. Auch steckt die Krankheit weniger an, so bald sich die Zufälle vermindern. Ihr Gift ist alsdenn geschwächt, es hat sich abgenutzt.* Die Seuchen

* Einen neuen Beweis, daß das Seuchengift im Körper abgenutzt werde, und nach der Krisis seine giftige Eigenschaft verliere, sehen wir bei den Thieren, welchen die Krankheit, Geschwüre in der Lunge oder sonst im Körper hinterlassen hat. Die Materie, die alsdann von dem durchgeseuchten Vieh ausgeworfen wird, steckt kein gesundes an. Sie ist folglich nicht mehr giftig, es ist gemeine Materie, die nicht mehr anstecken kann.

chen sind alsdenn keine Seuchen — keine Kontagionen mehr — es sind gemeine Krankheiten.

Wenn die Zeit — die Constitution am kränksten ist, so sind nicht nur die ansteckenden Krankheiten der Thiere, sondern auch die Seuchen, die nicht anstecken (die Epidemien) am gefährlichsten für die Thiere; die letzten sind bisweilen so gefährlich, als die ersten — sie tödten eben so viele Thiere, obschon sie nicht ansteckend sind.

Beide entwickelt die Natur auf eine und die nämliche Art; eine geht oft in die andere über: die Seuchen werden (wenn sie sich verschlimmern) bisweilen zu ansteckenden Krankheiten, und die ansteckenden zu Seuchen, wenn die Constitution besser wird.

Das Erstere geschieht, wenn allzuviele Kranke in einem Orte, oder Stalle beisammen stehen, den die Luft nicht frei durchwehet — wenn man die Thiere, die Ställe, die Höfe, die Strassen nicht reiniget — wenn auf einmal grosse Hitze einfällt — wenn die Jahrszeit, die Witterung u. s. f.

widernatürlich wird. Inzwischen ergreifen weder die Seuchen, noch die ansteckenden Krankheiten, eine andere Art, oder eine andere Gattung Thiere, als diese, für welche sie ansteckend, oder epidemisch sind — es sey denn, daß die kranke Zeit so beschaffen wäre, daß sie auf mehr als eine Gattung Thiere gefährliche Eindrücke machte.

Obschon die ansteckenden Seuchen für die kranken Thiere eben nicht tödtlicher sind, als die Epidemien, oder die gemeinen Heerdekrankheiten, so sind sie doch für die gesunden viel gefährlicher, als jene, und zwar gerade deswegen, weil sie ansteckend sind.

Das Mittel, durch welches man die ansteckenden Seuchen von den epidemischen unterscheiden kann, ist die Inokulation: dieses Mittel war den alten unbekannt; dies ist wahrscheinlicherweise Schuld, daß sie die Viehseuchen überhaupt für ansteckend gehalten haben.

Die natürliche Ansteckungsart ist in gewissen Betracht, in Seuchen und ansteckenden Krankheiten gleich; die kranke Zeit

wirket in beiden auf die Körper, ins Blut, und in die Säfte der Thiere.

Vielleicht wirket die kranke Constitution in eben der Zeit auf die Weiden — daß ist, auf das grüne Futter, das eben im Wachsthum steht, und macht seine Säfte krank.* Vielleicht wirket sie bisweilen so, daß sich viele gesunde Pflanzen, die den Thieren (unter welchen die Seuche herrscht) zur Nahrungswürze dienen, gar nicht entwickeln können, vielleicht würzet auch die Natur bisweilen die Nahrungskräuter so stark

* Was immer die Säfte der Pflanzen verändert, verdirbt, in einem widernatürlichen Zustand setzt, macht dieselben krank. In diesem Zustand ist das grüne Futter wahres Gift für die Thiere; besonders wenn sie lange davon leben müssen. Reife, Kälte, Nebel, Nässe, Schlamm, Ueberschwemmung, stehende Wässer u. s. f. theilen dem Grase und den Futterkräutern diese schädliche Beschaffenheit mit. Das frühe Austreiben im Frühling, und die späten Huttungen im Herbste, sind dem Hornvieh äußerst schädlich. Der Reif, die kalten Nächte, die beständigen Nebel und Regen verderben alsdenn das halbverstorbene Gras, so in niedrigen Gegenden grünet. Sobald die Nächte kalt zu werden anfangen", sollte das Rindvieh auf keine Weide mehr kommen. Die Wirthschaft, die der Landmann durch dieses Austreiben begehet, ist übel verstanden; sie hat tausende um ihr Vermögen gebracht, und unzähligen ihr Vieh durch Seuchen aufgerieben.

stark, daß sie den Thieren schädlich seyn müssen.

Wenn dieses Wahrheiten sind, so haben nicht nur die Menschen und die Thiere — die Kräuter und Erdgewächse ihre Krankheiten und Gebrechen, sondern so gar die Zeit.

Eben so verhält es sich mit den Ländern in jedem Winkel der Erde, jeder hat seine Unpäßlichkeiten, jeder ist Gebrechen unterworfen, die seine Einwohner plagen, sollte es auch der reinste, der allergesündeste seyn. Die Krankheiten, von denen ich rede, erstrecken sich vom Menschen bis auf den Wurm — von der Ceder bis auf das Gras, sobald der Stimulus wirkt, der sie hervorbringen kann.

Dritter Abschnitt.

Von den Zusätzen, welche die kranke Zeit durch Nebenursachen empfängt, die die Seuchen verschlimmern, oder selbst veranlassen können.

Gewiß ist es, daß das Seuchengift im gesellschaftlichen Leben der Menschen durch das Verhalten der Thiere — durch Wartung und Pflege u. s. f. viele neue Zusätze empfängt: gewiß ist es, daß die zahmen Thiere sehr oft — die wilden hingegen sehr selten von Seuchen ergriffen werden. Der Fehler liegt an uns; die Folgen beweisen es, daß wir die Natur nicht kennen.

Ich will nicht von Sachen reden, die nicht zu ändern sind: ich weiß, daß im gesellschaftlichen Leben nicht alles natürlich seyn kann. Die Thiere müssen im Verhalten — in Nahrung, Wartung u. a. meisten freilich Zwangsmittel dulden, die sich nicht ändern lassen; allein man betrachtet solche, die die

Ge-

Gewohnheit unterhält. Ich will nur einige erwehnen.

Wir nehmen die Stallfutterung an,* wir verbieten den Thieren die Weiden — wir berauben sie des einzigen Elements, das ihre Gesundheit schützt — der Luft. Wir jagen ganze Heerden in Löcher, die ewig finster sind — die ewig Gift aushauchen — die ewig die Seuche wärmet.

Diese Löcher nennen wir Wohnungen für das Vieh: so lange sie nicht reiner, nicht grösser, nicht heller, nicht lüftiger sind — nenne ich sie Gräber.

Alles, was auf Gesundheit und Erhaltung zielt, wird bey der Anlage vergessen. Der sumpfigste, der niedrigste Ort, ist der gewöhnliche Platz, wo wir dieselben errichten.

* Wenn die Jahrszeit nicht verschieden wäre = = wenn nicht jede ihre eigene Nahrung erzeugte = = wenn die Gesundheit der Thiere mit den Jahrzeiten und Gewächsen keine Verbindung hätte = = wenn sie keine Bewegung und keine frische Luft bedürfen = = so würde die Stallfutterung dennoch schädlich seyn, weil sie ihre Körper von dem Licht und der Sonne verbirgt, welche zur Erhaltung der thierischen Gesundheit ebenfalls nöthig ist.

Selten werden diese Wohnungen vom Mist, niemals von Spinnenweben, vom Staub, vom Koth, vom Ungeziefer gereiniget: die unreinsten werden vom Volke für die gesündesten gehalten.

Nie werden die Fenster geöfnet, die meisten haben keine; ein Loch mit Stroh verstopft muß ihre Stelle vertreten.

Eben so unrein sehen die Höfe, die Plätze um die Häuser, die Oerter auf dem Lande aus.

Die Dörfer schwimmen im Koth, in den Höfen findet man Berge von Mist, Seen von faulem Wasser, die unaufhörlich vergiften.

Hundertmal haben diese schmutzigen Plätze, diese entsetzliche Unsauberkeit dem Hausvieh Seuchen erregt. Hundertmal haben diese Plagen nicht eher nachlassen können, bis die Witterung die faulen Dünste zerstreute, oder die Kälte die Lacken in den Höfen in Eis verwandelte.

Allein wie oft hat man die Seuchen nicht wieder ausbrechen sehen, wenn sich das Wetter änderte, und die Wärme das Eis aufs neue in Koth verwandelt hatte. Auf erst erwehnte Art ist der Zufall unzähligemal die Ursache und der Arzt gewesen, welcher die Seuchen entfernet, und wieder entwickelt hat.

Ich rede hier nicht von den Ursachen, die zu Seuchen Gelegenheit geben, und die wir nicht abändern können: z. B. von Ueberschwemmungen, von Fehljahren, von Hitze — Dürre und Nässe — von Verheerungen u. s. f. wir wissens, die Menschheit hat es erfahren, daß nach grossen Veränderungen in der Natur, gemeiniglich Seuchen entstanden sind.

Ich rede von Gelegenheitsursachen, welche die Seuche entfernen könnten; nämlich von Wartung und Pflege — von der Reinlichkeit der Ställe, der Höfe, der Dörfer — von guten und wohlbesorgten Weiden — von geräumigen lüftigen Wohnungen u. s. w.

Die Natur zürne nicht mit denen, die so unnatürlich handeln — die den Thieren die Weiden nehmen, die sie der Luft berauben, und die Stallfütterung anempfehlen.* Was die Erde für die Gewächse — und das Wasser für die Fische ist, das ist die Luft für Menschen und Thiere: kein einziges kann sie entbehren.

Solange wir für die Hausthiere nicht besser sorgen wie itzt — so lange wir ihnen keine gesündern, keine reinern, keine lüftigern Wohnungen bauen — so lange wir nicht auf die Sauberkeit der Häuser, der Höfe, der Strassen in den Dörfern mit strenger Ordnung sehen, dieselben ausschütten, fest machen, pflastern, und in diesen Stücken den englischen Landwirthen nachahmen, die immer die Natur nachahmen — so lange wer-

* Es war eine Zeit, wo man glaubte, die Stallfütterung wäre das einzige sichere Mittel, die Thiere vor Seuchen zu schützen. Diese Zeit ist vorüber; das Umbringen und Einäugeln hat ihre Stelle ersetzt. Inzwischen haben die Heerden, die Weiden, und die Gemeinden ihr Recht verlohren. Dieser Verlust wird viele Seuchen und Krankheiten erregen. Ich wünsche, daß ich mich irre. Die Winterseuchen sind ein Beweis, daß sie die Stallfutterung nicht aufhalten kann.

werden wir mit unnützen Waffen kämpfen, und sehr oft Viehseuchen haben.

Man lese die Geschichte dieser Plagen — man gebe Acht, wo sie am öftesten gewesen, am grausamsten gewirget haben, so wird man sich überzeugen, daß England, ungeachtet seiner übeln Lage, unter allen Ländern die wenigsten erlitten hat. In Deutschland werden die Viehseuchen oft, in Frankreich häufig herrschen, und in Holland zu Hause seyn, wenn niemand die Ursache bemerkt, die dazu Gelegenheit giebt.

Die Holländer werden immer (verhältnißmäßig der Zahl) die meisten Kranken und die mehresten Todten zehlen.

In Deuschland werden die Viehseuchen öfters ausbrechen, jedoch weit gelinder seyn, als in den übrigen Staaten, wenn auch die nämliche Seuche, die nämliche Krankheit regieret.

Frankreich wird itzt, und in Zukunft viele Thiere im brandigen Halsweh, der Blutruhr, die meisten aber in der Entzündung

der Eingeweide, der Lunge und des Bauches verliehren.

Das, was ich hier sage, sind keine Prophetenreden; es ist Handwerkssprache; jeder versteht sie, der sie gelernet hat.

Von den Seuchen der Thiere in den übrigen Ländern kann ich keine Vorsagungen machen, ich kenne zwar ihre Lage, allein das Verhalten der Thiere ist mir unbekannt.

Vierter Abschnitt.

Von den Gränzen der Seuchen.

So weit sich bisweilen der Zirkel der Seuchen erstreckt, so setzt ihm die Natur seine Gränzen. Diejenigen, die nicht anstecken, sondern blos epidemisch sind, sind darinnen so fest versperrt, daß sie außer dieser Linie keinen Punkt überschreiten können. Selbst die ansteckenden Seuchen verlieren

lieren außer dieser Linie viel von der Heftigkeit ihres Giftes und seiner ansteckenden Kraft.

Auch in den kranken Gränzen haben die Seuchen nicht einerlei Stärke: an einem Orte findet man viele — an dem andern wenige Kranke und Todte. Da sterben die Thiere schnell, dort dehnet sich das Uibel in die Länge, und das Vieh wird wieder gesund. Wer wollte es bei dieser Verschiedenheit rathen die Thiere umzubringen?

Beyspiele können dieses beweisen. Herr Lentin einer der besten Beobachter in Seuchen, sagt von der Plage, die im Jahr 1774 und 1775 im Hannövrischen unter dem Rindvieh herrschte, * daß sie „ Mitten im „ Amte Winsen entstanden, wohin gewiß „ weder Hund noch sonst etwas von ange„ steckten Orten hingekommen war. Sie„ he die 21 Seite. Der Viehstand zu „ Pattensen (einem Städtgen bey Hannover) „ theilte sie in zwey Heerden: in die Stein-

„ thor-

* Lentius Grundsätze gegen die Hornviehsäuche, Göttingen 1779.

„ thorheerde, und in die Dammthorheerde.
„ Die Steinthorheerde hatte den ganzen
„ Sommer über im freyen Felde bey weni-
„ gen Wasser geweidet, die Dammthor-
„ heerde aber in den heissesten Tagen im
„ Holze; jene (die erste) war zu Ende des
„ Novembers durch die Seuche bereits auf-
„ gerieben, da diese (die Dammthorheerde)
„ noch durchgängig gesund zu seyn schien.
„ Der Unterschied äußerte sich so deutlich,
„ daß das Vieh eines Bürgers aus der
„ Steinthorheerde, das mitten unter der
„ Dammthorgemeinde ihrem Vieh stand,
„ mitten herausstarb, da sich diese Heerde
„ noch ganz wohl befand. „

Der Verfasser der berliner Beyträge führet in seiner Abhandlung von den Seuchen und Krankheiten des Rindviehes im 21ten §. S. 32. 33. 34. 35. folgendes merkwürdiges Beispiel an. * Hier sind seine eigenen Worte.

„ Man findet öfters einige Orte, wo
„ das Vieh ohne alle gemeine Vorsicht den-

„ noch

* Erfahrungsmäßige Abhandlung von den Seuchen und Krankheiten des Rindviehes. Berlin 1779.

„ noch unter den heftigsten Viehstaupen
„ gesund bleibt, und von der Seuche nicht
„ angegriffen wird.

„ Ich habe hierinn auf meinem eigenen
„ Gute, so ich anjetzo besitze, ein doppeltes
„ merkwürdiges Beyspiel erlebt, welches ich
„ dem geneigten Leser seiner Seltenheit wegen
„ mitzutheilen nicht übergehen kann.

„ Im Jahr 1758 wurde das hiesige
„ Dorf mit einem allgemeinen Viehsterben
„ heimgesucht. Ich verlohr nicht allein
„ mein sämmtliches herrschaftliches Vieh,
„ sondern auch die Bauern und Einwohner
„ behielten fast kein Stück am Leben.

„ Nur blos fünf Bauern, welche an
„ einem Ende des Dorfes beisammen wohn-
„ ten, wurden damit gänzlich verschont, so,
„ daß ihnen auch nicht einmal ein einziges
„ Stück erkrankte.

„ Das Vieh dieser Bauern hatte mit
„ dem andern Vieh einerlei Weide und
„ Trank genossen, auch mit dem übrigen
„ Dorfvieh, da solches bereits erkranket war,

„ in

„ in einer Heerde beisammen gegangen.
„ Ich habe auch nicht erfahren können, daß
„ diese Bauern sich besonderer Präservativ=
„ mittel bedient hätten, sondern sie liessen
„ gleich den andern, wie der gemeine
„ Mann im Sprichworte zu sagen pflegt,
„ den lieben Gott darüber walten.

„ Im Jahr 1765. hatte dieses Dorf
„ ein gleichmäßiges Schicksal, dergestalt,
„ daß sowohl mein eigenes, als auch das
„ sämmtliche Dorfvieh aufs neue verloren
„ gieng.

„ Diejenigen fünf Bauern aber, die
„ das erstemal vom Viehsterben frey geblie-
„ ben waren, wurden auch diesmal von
„ dem Würgengel übergangen. Es er=
„ krankte ihnen abermal kein einziges Stück,
„ sondern sie erhielten ihr sämmtliches Vieh
„ gesund.

„ Alle Umstände, die ich bei dem er-
„ sten Viehsterben in Ansehung dieser fünf
„ Bauernhöfe bemerket habe, waren auch
„ in diesem zweiten Unglücksfall eben die-
„ selben, und es kam noch hinzu, daß einige

von

„ von diesen Bauernhöfen nicht mehr die
„ vorigen Besitzer hatten; sondern in die=
„ ser Zwischenzeit schon an andere vergeben
„ waren. — — Diese verschonten fünf
„ Bauernhöfe sind nicht vom Dorfe abgeris-
„ sen, sondern sie hangen mit den andern in
„ einem Striche zusammen, nur daß sie am
„ Ende des Dorfes beisammen zwei rechter,
„ und zwei linkerhand liegen, und von
„ einem doppelten Fahrweg geschieden sind.

Sechs Jahre, bevor Herr Lentin, und zehn Jahre, ehe der Verfasser der berliner Beiträge, ihre Bücher herausgegeben haben, wurde ich davon überzeugt. Es war im Monat October 1770. als ich von der Königl. Vieharzneyschule in Paris, nach Champagne und Bourgogne geschickt wurde, einer heftigen Viehseuche Einhaft zu thun, die in diesen Provinzen herrschte.

Zu Vergigny —, ein Dorf nahe bei der Stadt St. Florantin — war die Hornviehseuche nicht nur am heftigsten eingerissen, sondern auch im höchsten Grade contagios. Sie bestand in einer brandigen

gen Lungenentzündung, welche einige Thiere in 30 Stunden, andere in 3 in 4 Tagen tödtete, und die weniger gefährlichen den 9ten oder 10ten Tag ums Leben brachte. Dieses Dorf hatte beinahe seine ganze Heerde verlohren, ehe ich dahin kam. Tausend Schritte davon war ein Dörfgen, das höchstens zwölf Bauern bewohnten — und daß ich nicht mehr zu nennen weiß — in diesen waren alle gesund.

Die Hirten kamen zusammen, die Thiere weideten neben einander, sie soffen aus einem Bache, die Bauern giengen in eine Kirche, sie trunken in einer Schenke, und dennoch wurde in dem kleinem Dorfe — das ich nicht nennen kann — kein einziges Thier angestecket. Dieser Umstand setzte mich und meine Grundsätze über die Seuchen — die ich mir so mühsam erworben hatte, in die größte Verlegenheit. Ich zweifelte, ich glaubte, ich suchte — ich sahe mich in der Irre, und wußte nicht, wo ich war. Meine Schriften, meine Bücher — meine eigene Meinung und die Meinungen anderer Leute — kurz

Alles was ich fragte, verführte, bis ich die Natur zu Rathe zog.

Nichts, als ein kleiner Bach auf den eine Anhöhe folgte, zeigt mir einen Unterschied zwischen diesen beiden Oertern. Ich habe diese Anhöhe hundertmal überschritten, ehe ich den Unterschied fand; allein die Tiefe unter derselben war es, die die Thiere in Vergigny tödtete. *

Die kranke Constitution konnte diese kleine Anhöhe nicht ersteigen — ihre Kräfte waren zu schwach; deswegen befanden sich die Thiere außer Vergigny gesund.

Nach dieser wichtigen Entdeckung — die ich nicht in einem Tage machte, entschloß ich mich auf der Stelle — die Lage aller übri-

* Ein ähnliches Beispiel lag --- es sind noch nicht drey Monden verflossen, für den Augen der Einwohner Wiens. In Grafendorf tödtete die Seuche den Einwohnern fast alles Vieh; in Stockerau kein Stück; diese beiden Oerter sind nicht nur nahe beysammen --- sie sind aneinander gebauet. Was bey dieser Seuche geschah, ist bei allen Seuchen geschehen; allein Niemand hat es bemerkt. Es ist noch keine gewesen, wo nicht Dörfer, Häuser, Gegenden --- die von Viehpesten umrungen waren, dennoch davon frei geblieben sind.

übrigen Oerter zu untersuchen. Mein Eifer war so groß, daß ich also gleich nach St. Florentin ritt, um diese Gegend zu untersuchen, und alles zu betrachten, was da zu bemerken seyn würde. In dieser Stadt herrschte die nämliche Seuche; allein sie steckte nicht an, und tödtete nur wenig Thiere. Sie lag fast eben so hoch, als das kleine Dörfgen, von dem ich geredet habe; allein ihre Lage war flach, und die Viehweiden etwas tiefer.

Von der Stadt St. Florentin bis zu dem Dorfe Flogny waren alle Heerden in den Zwischendörfern gesund: und von da bis Chichée Tonnerre und den umliegenden Gegenden wieder sehr viele krank. La Chapelle war angesteckt, Maligny aber nicht, obgleich beide einander sehr nahe, und in nichts als in der Lage verschieden waren.

In allen kranken Oertern hatte das Vieh die Lungenentzündung. Bei denjenigen, welche einige Wochen vorher stark gehustet hatten, ehe sie das Seuchenfieber ergriff — fand ich allemal eine mehr oder weniger

ger harte und blasse Lunge, wenn sie geschlachtet wurden: starben sie aber an der Seuche, so behielt zwar dieses Eingeweide seine Feste, allein es hatte die blasse Farbe verloren, und durch die Entzündung eine tiefbraune erhalten: bei allen aber, die gehustet hatten, bevor sie die Krankheit überfiel — war die Lunge jederzeit mehr oder weniger schwarz und brandig, nachdem sie früher oder später umgestanden waren.

Diejenigen Thiere also, welche die Leute in den kranken Orten für gänzlich gesund ansahen, und jederman für gesund halten mußte, weil sie fraßen, Milch gaben, wiederkauten, nicht husteten, alle körperliche Verrichtungen frey und gesund ausübten und folglich keine Krankheit verriethen; alle diese sage ich, lernte ich — nachdem ich einmal die Lage der kranken Gegenden erforschet hatte — von dem wirklich gesunden Vieh nach und nach so gut unterscheiden, als die Weiber die Eyer von ihren Hühnern kennen und zu bestimmen wissen, welche Henne dieses, und welche jenes gelegt hat.

Die Kennzeichen, die ich mir gesammelt hatte, machten mich so dreiste vorzusagen — dieß Thier ist vollkommen gesund — dieses ist der Seuche nahe — jenes hat sie schon. Es waren folgende; der Leser kann sie greifen, und in ähnlichen Fällen zu seinem Nutzen verwenden.

Fünfter Abschnitt.

Neue und bisher noch unbekannte Zeichen, durch welche man erkennen kann, wie die kranke Zeit auf die Körper der gesunden wirkt, und auf was man zu sehen hat, um bestimmen zu können, ob sie gesund sind, oder nicht.

Bei allen Thieren, welche die kranke Constitution zur Seuche vorbereitet hatte, bemerkte ich folgende Zeichen:

Das weisse im Auge war in seinem Umfange matt —; man sahe keine, oder nur sehr wenig Adern darinnen, die rothes

Blut

Blut enthielten, das Augenfeuer war erloschen — die Theile todtenfärbig.

Die Haare auf dem Rücken stunden mehr als gewöhnlich gerade; sie hatten keinen gesunden Glanz, es schien, als ob die Thiere eine Art von Schauer empfänden; es fehlte ihnen an Lebenskraft, an wahrem thierischen Muthe.

Das Zahnfleisch, der Gaumen, die Zunge, die innere Nasenhaut — sahen bleichsichtig aus —; eben diese Farbe bemerkte ich bei den Kühen inwendig in der Schaam — und bei den Ochsen an der innern Haut des Afters wenn sie den Koth absetzten.

Wenn alle diese Theile bleich und todtenfärbig wurden, so verfielen die Thiere in Husten — sie bekamen einen geschwinden und harten Puls, und dem Ansehen nach eine bessere Miene.

Die Augen, die Zunge, das Zahnfleisch, die innere Haut des Afters — wurden etwas röther; die Blutgefässe mehr gefüllt, und weit sichtlicher, als zuvor, ehe

die Thiere zu husten anfiengen. Diese Zeichen bemerkte ich so lange bis sich ein Schauer einfand.

Dieser Schauer war der erste Zufall der Seuche. Nach dem Schauer entstand das Fieber — das Weisse in den Augen wurde roth — das Vieh fieng an zu thränen, zu geifern — das Wiederkauen hörte auf — es legte sich nicht mehr nieder — die Milch verminderte sich, und es starb im Monat November und December auf späteste am 10ten oder 12ten Tage, wenn es bis dahin nicht besser wurde. Vor meiner Ankunft starben sie früher, vermuthlich weil damals die Hitze größer war.

Das Fleisch der sogenannten gesunden Thiere, die sich in dem kranken Zirkel befanden, war leicht, so bald man es von der Haut entblößte; die Wunden, die man darein schnitt, bluteten nicht viel, so lange die Thiere lebendig waren: die Eiterbänder (Setatia) die ich ihnen zog, überzeugten mich davon. Allein das Fleisch wurde roth, nachdem es die Luft eine Weile berührt hatte; dieß geschah sowohl bei den lebenden,

bei den geschlachteten, als bei den Thieren, welchen die Seuche das Leben nahm.

Die Thiere hingegen, die außer dem kranken Zirkel waren, hatten kein einziges, von diesen kränklichen Zeichen — ich mochte sie lebendig betrachten, oder bei den Fleischhackern ansehen, wenn sie geschlachtet wurden.

Diese Kennzeichen lernten mich die gesunden Thiere von den kranken unterscheiden; sie zeigten mir die Eindrücke der kranken Constitution — die Gränzen, wie weit sie sich erstreckte — und wo sich die gesunde anfieng.

Diejenigen, die sehen und beobachten wollen, können diese Wahrheiten in ähnlichen Fällen nützen, und diejenigen, die das Beil anrathen — wohl in Erwegung ziehn.

Von der Beschaffenheit und von dem Zustande, welche der thierische Körper — seine festen und flüssigen Theile von den wirkenden Ursachen empfangen, hängt die Natur der Seuche — die Natur des Gif-

tes — die Gefahr — der gute und schlimme Ausgang dieser Plagen ab.

Nichts zeiget die Gefahr und die Verschiedenheit des Ausganges deutlicher, als die Pockenseuche der Schaafe.

Entstehen die Pocken bei gesunder Witterung für die Schaafe, und reißen sie schnell unter diesen Thieren ein, ohne daß die **kranke Zeit** die Körper, die Säfte, den guten Zustand der Thiere verändert — so sind die Pocken ohne alle Gefahr; ist hingegen die Witterung lange vorher feucht, neblicht, naß, veränderlich, dämpfig und warm gewesen, hat der Mittagwind oft gewehet, ehe die Seuche ausbrach — so bekommen die Schaafe wässerige, faule, zusammenrinnende, bösartige Pocken — das Uibel wird alsdenn für die Heerden giftig, die den kranken Zirkel bewohnen, oder die kranken Thiere berühren, und nur wenige retten ihr Leben, weil die kranke Constitution den übrigen vor dem Ausbruche der Seuche die Gesundheit — den körperlichen Zustand, und die Säfte verdorben hat.

Blos

Blos diese letztern Umstände verändern die Natur und die guten Eigenschaften der Pocken; ohne dieselben würde die Seuche — das Gift und die Krankheit gutartig seyn, und nur wenige Thiere tödten.

Wie es sich mit den Schafpocken verhält, so verhält es sich mit allen übrigen Seuchen und Contagionen, die die Säfte verderben. Ich schliesse hier keine Art, keine Gattung, kein einziges Geschöpf aus.

Doch sind die grausamsten Pesten noch nie so grausam gewesen alle Thiere zu tödten, die sie ergriffen haben: nie hat eine von diesen Plagen in irgend einem Orte der Welt das Hausvieh überhaupt angefochten: nie eine auf junge und alte Thiere, auf verschiedene körperliche Constitutionen mit gleicher Stärke gewirket. Uiberfällt die Seuche die starken mit heftiger Gewalt, so wirkt sie auf die schwachen gelinder — bringt sie die alten um, so erhalten viel junge ihr Leben.

Was ich hier vom Alter, vom Geschlecht, von der Leibesbeschaffenheit, von dem körperli-

perlichen Zustande der Thiere sage — ist nicht minder von der Art und Natur der Seuchen — von der Jahrszeit, der Witterung; dem Ort, der Gegend, der Lage der Ställe und Weiden — dem Verhalten ꝛc. zu verstehen, und auf das genaueste zu erwägen.

Alle diese Umstände verändern die Seuchen; jeder davon trägt bei, daß eine und die nämliche Plage in diesem Orte viel, in jenem wenig Thiere tödtet — daß in diesem Hause alle, in jenem gar keines stirbt: daß sie in dem einem Dorfe oder Orte eine giftige Contagion, eine wahrhaft ansteckende Pest, im andern eine gemeine Seuche ist.

So lange die Menschen den Namen dieser Krankheit kennen, hat die Natur keine andere, als diese Sprache geredet. Ich verehre ihre Stimme, und rede der Erfahrung nach.

Die Seuche, die ich im Jahr 1770. auf Befehl der königl. Vieharzneyschule in Paris, in Champagne und Bourgogne zu beobachten hatte, war in Vergigny contagios,

die Haut, das Fleisch, die Materie die den Kranken aus der Nase floß, steckte die Gesunden an, wenn ich ihnen mit dem einen oder dem andern von diesen Theilen ein Haarseil ins Fächergewebe zog. In der Stadt St. Florentin, in la Chapelle, Flogny war diese nämliche Seuche eine blosse Epidemie; weder die Materie aus der Nase, weder das Fleisch, noch die Haut, die ich in diesen Oertern von den Kranken nahm, vergiftete die Gesunden, wenn ich sie ihnen einimpfte.

Welche Thiere sollen wir also tödten, welchen das Leben lassen, wenn eine Seuche ausbricht? Wer soll die Ausnahmen machen, die ich hier angegeben, und der Natur nach geredet habe, muß ich diejenigen fragen, die uns die Keule zur Vertilgung dieser Krankheit anrathen?

Aerzte bedenkt, was ihr thut, ehe ihr dieses Mittel vorschlaget! Obrigkeiten überleget es wohl, ehe ihr fremde Methoden nachahmet. * Die Keule schlägt nicht die Seuchen, sie schlägt die Thiere todt.

Anmer-

* Ich rede mit deutschen Aerzten, mit Vaterlands-obrigkeiten.

Anmerkung über die Tabellen.

Folgende zwei Tabellen gehören in gewissem Betracht zu den Fragen, die der vierte Abschnitt enthält; sie sind ein Anhang dazu.

Ich ziele durch sie nach einem Zwecke, der mir schon lange wichtig geschienen hat. Ich weiß nicht, ob ich irre.

Vermöge diesem Zwecke; sollen sie — weder das Buch vergrössern, weder umsonst darinnen stehen.

Ich wills sagen, zu was sie sollen. Sie sollen junge Thierärzte unterrichten — sie sollen sie aufmerksam machen, zu neuen Beobachtungen leiten —; sie sollen die Vieharzney im Viehseuchenfache erweitern —; sie sollen Sachen aufklären, die theils noch nicht erklärt, theils nicht klar genug sind.

Das meiste, was wir bisher von dem Lauf dieser Krankheiten wissen, ist, daß die

Thiere sterben, und wenn wir viel erfahren — die Zeitungen am Ende sagen, wie viel gestorben sind.

Allein, wenn jemanden der Gedanke einfiele, und fragte, unter welcher Klasse die Seuche würgte — von welcher sie die meisten ergriff, aus welcher die meisten stürben — von Kühen, von Kalben, von Kälbern — von geschnittenen, oder ungeschnittenen Ochsen —; von alten oder von jungen — von starken oder von schwachen — von dieser oder jener Farbe —; oder auf irgend eine andere Art das Verhältniß wissen wollte, was zu bemerken wäre, so würde man nichts erfahren; wenn man auch im Lande, und selbst im Orte wäre, wo die Seuche gewüthet hat.

Eben so würde es sich verhalten, wenn irgend jemand die Abwechslungen erforschen wollte, wenn das Uibel zu, oder abgenommen habe; in welchem Monate — in welcher Jahrszeit, bei welchen Umständen und Witterungsconstitutionen, die Krankheit gelinde, heftig, gefährlich, oder tödtlich gewesen sey; wenn die meisten genesen, wenn

die

die meisten gestorben, oder was sich sonst merkwürdiges in dem Laufe der Plage zugetragen habe.

Für diese und andere Sachen, die den Naturforscher aufmerksam machen, habe ich die Tabellen gemacht.

Gerne hätte ich meinem Buche eine Witterungs- oder Constitutionstabelle gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre; allein diese Arbeit ist für mich zu schwer. Ich überlasse sie einem andern, der länger beobachtet, als ich — dem nicht der Gedanke, den ich habe, sondern die Erfahrung Stoff gegeben hat, eine solche Tabelle zu liefern.

In diesem Gesichtspunkte habe ich meine Tabellen für junge Thierärzte entworfen; sie sollen daraus den Gang, die Natur und den Lauf der Seuchen kennen lernen. Diejenigen, welche bei vorfallenden Gelegenheiten einen praktischen Gebrauch davon machen, werden ihre Kenntniß und mit derselben die Vieharzney bereichern.

Auch gegen das Todtschlagen, werden die Beobachtungen, zu denen sie Gelegenheit geben — auf mehr als einerley Weise nützlich; sie werden wenigstens zeigen, daß es Thorheit wäre, wenn man die Gattung Thiere erschlüge, welche das Uibel verschont.

Dem Staate, den hohen Behörden, werden sie — von allem, was in den kranken Oertern geschieht, genaue Rechenschaft geben; sie werden die Verschiedenheit zeigen, wie sich die Plage nach den Lagen, den Gegenden, der Zeit, dem Himmelsstriche — verändert.

Sollen sie diesen Nutzen haben — so müssen sie richtig verfaßt — alles richtig bestimmt und an die hohen Behörden richtig eingesendet werden.

Die Vernachlässigung solcher Tabellen — würde meines Erachtens der Vieharzney Schaden erregen; und Unrichtigkeit, oder Verfälschung derselben, zu unächten Schlüssen, und falschen Grundsätzen Anlaß geben.

Die erste enthält den Stand — die Zahl und die Verschiedenheit der Thiere, wie sie kurz vor dem Ausbruche der Seuche waren. Nach diesen muß sie verfaßt, und der hohen Behörde alsobald eingeschicket werden, wenn eine Seuche in irgend einem Orte zu wüthen anfängt.

Die zweite Tabelle ist eine unmittelbare Folge der ersten; sie ist nach den Monaten entworfen, und muß alle Monate, statt eines andern weitläuftigen Berichts der Landesregierung, oder andern hohen Behörden eingeschicket werden. Wird sie zu einer Haupttabelle gemacht —, so kann eine einzige, viele Oerter, Dörfer ꝛc. — ja so gar die Thiere von ganzen Gegenden enthalten, in welchen die Seuche herrscht; wenn man anders die Dörfer besonders benennet.

Num.

Bayerische Staatsbibliothek München

No. I.

Standtabelle der gesunden Thiere, wie die Zahl derselben vor dem Ausbruche der Seuche war, im Monathe z. B. May 17

Namen des Ortes.	Zahl der Thiere im Orte vor dem Ausbruche der Seuche.	Kühe.						Kälber.			Stiere.				Geschnittene Ochsen.				Summa.	An Farben.																Summa.
																				Schwarzes Hornvieh.				Rothes Hornvieh.				Scheckigtes Vieh.				Weiß, oder blaues Vieh.				
		Von 3 bis 5 Jahren.	Von 5 bis 7 Jahren.	Von 7 bis 9 Jahren.	Von 9 bis 12 Jahren.	Trächtige Kühe.	Nicht trächtige, oder gelte Kühe.	Von 12 bis 2½ Jahr.	Einjährige.	Dießjährige.	Dießjährige.	Von 2 bis 3 Jahren.	Von 4 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahr alte.	Von 1 Jahr.	Von 2 Jahren.	Von 3 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahr alte.		Jahre alt.	Kühe.	Stiere.	Geschnittene Ochsen.	Jahre alt.	Kühe.	Stiere.	Geschnittene Ochsen.	Jahre alt.	Kühe.	Stiere.	Geschnittene Ochsen.	Jahre alt.	Kühe.	Stiere.	Geschnittene Ochsen.	

Nro. 2.

Stand und Rapportstabelle für z. B. Monath May 17 .

Gesunde und kranke Thiere.

Namen des Ortes	Stand.		Zuwachs an kranken Thieren vom ersten bis letzten May 17 . .																			
			Kühe.									Stiere.				Geschnitene Ochsen.					Verbleibender Stand.	
			Alter.						Kälber.													
	Gesunde.	Kranke.	Von 3 bis 5 Jahren.	Von 5 bis 7 Jahren.	Von 7 bis 9 Jahren.	Von 9 bis 12 Jahren.	Trächtige.	Gelte.	Diesjährige.	Einjährige.	Von 2 bis 2½ Jahr.	Diesjährige.	Von 2 bis 3 Jahren.	Von 4 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahr alte.	Von 1 Jahr.	Von 2 Jahren.	Von 3 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahre.	Summa der zugewachsenen.	Summa aller kranken.	Summa der gesunden.
N. N.	900	—	4	3	6	5	2	1	1	3	2	2	1	1	3	2	1	4	3	44	44	856
	Gesunde mit Ende Junii 17 . .	Kranke mit Ende Junii 17 . .																				
N. N.	865	4	3	6	2	1	4	5	2	1	3	5	3	4	6	2	4	8	7	66	70	799

Namen des Ortes	Rekonvalescirte Thiere vom ersten bis letzten May 17 . .																			
	Kühe.									Stiere.				Geschnittene Ochsen.					Verbleibender Stand.	
	Alter.						Kälber.													
	Von 3 bis 5 Jahren.	Von 5 bis 7 Jahren.	Von 7 bis 9 Jahren.	Von 9 bis 12 Jahren.	Trächtige Kühe.	Gelte Kühe.	Diesjährige.	Einjährige.	Von 2 bis 2½ Jahr.	Diesjährige.	Von 2 bis 3 Jahren.	Von 4 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahre alt.	Von 1 Jahr.	Von 2 Jahren.	Von 3 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahr alte.	Summa der rekonvalescirten Thiere.	Summa der kranken.	Summa der gesunden.
N. N.	1	1	2	—	—	1	—	1	—	—	1	—	1	—	—	—	1	9	35	865
	Weiterer Rapport vom 1ten Juny bis Ende																			
N. N.	1	1	—	1	—	2	1	—	1	2	1	2	1	1	1	3	4	22	48	821

Namen des Ortes	Abgang an todten Thieren vom ersten bis letzten May 17 . .																		Verbleibender Stand.	
	Kühe.									Stiere.				Geschnittene Ochsen.						
	Alter.						Kälber.													
	Von 3 bis 5 Jahren.	Von 5 bis 7 Jahren.	Von 7 bis 9 Jahren.	Von 9 bis 12 Jahren.	Trächtige Kühe.	Gelte Kühe.	Diesjährige.	Einjährige.	Von 2 bis 2½ Jahr.	Diesjährige.	Von 2 bis 3 Jahren.	Von 4 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahr alte.	Von 1 Jahr.	Von 2 Jahren.	Von 3 bis 5 Jahren.	Ueber 6 Jahr alte.	Summa der todten Thiere.	Summa der kranken Thiere.	Smma der gesunden Thiere.
N. N.	2	1	3	1	2	1	2	4	1	1	2	3	1	2	1	3	1	31	4	865
N. N.	2	—	1	—	3	—	—	—	1	2	1	—	3	—	2	3	2	20	28	821

Benanntlich.	An Farben der todten Thiere für May. 17 . .																		
Schwarze Thiere.	1	—	—	1	1	1	—	1	—	—	1	—	—	—	1	—	1	8	Stück.
Rothe Thiere.	—	1	—	2	—	1	—	—	1	—	—	—	1	1	—	1	—	8	
Scheckigte Thiere.	—	—	—	1	—	—	1	—	—	1	—	1	1	—	—	—	1	6	
Weiß und blaue Thiere.	—	1	—	—	2	1	—	1	—	—	1	—	—	1	1	1	—	9	
Summa	1	2	—	4	3	3	1	2	1	1	2	1	2	2	2	2	2	31	Stück.

836
132
21

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolstein, Johann Gottlieb,

Anmerkungen über die Viehseuchen in Oesterreich Nebst einer Abhandlung gegen das Umbringen der Thiere in Seuchen

Wien 1782

A.vet. 108 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10252544-1
VD18 10607722